HERMANN LEVY

VOLKSCHARAKTER UND WIRTSCHAFT

EIN WIRTSCHAFTS-PHILOSOPHISCHES ESSAY

1926

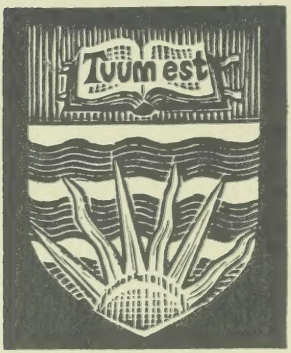
LEIPZIG / B. G. TEUBNER / BERLIN

STORAGE-ITEM
MAIN

LP9-Q14C
U.B.C. LIBRARY

63/607

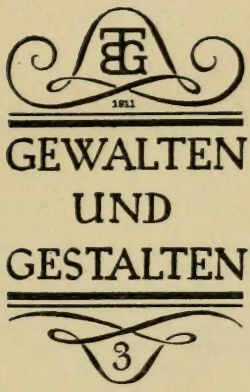
THE LIBRARY



THE UNIVERSITY OF
BRITISH COLUMBIA

Gift of

H. R. MacMillan


1911
GEWALTEN
UND
GESTALTEN
3

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of British Columbia Library

http://www.archive.org/details/volkscharakterun00levy

VOLKSCHARAKTER UND WIRTSCHAFT

EIN WIRTSCHAFTS-PHILOSOPHISCHES ESSAY

VON

PROF. DR. HERMANN LEVY

»Nur durch idealtypische Begriffsformeln werden die Gesichtspunkte, die im Einzelfalle in Betracht kommen, in ihrer Eigenart im Wege der Konfrontierung des Empirischen mit dem Idealtypus wirklich deutlich.«
MAX WEBER

1926

LEIPZIG / B. G. TEUBNER / BERLIN

ICH WIDME

diese Arbeit der dankbaren Erinnerung an die Jahre, in welchen ich dem Lehrkörper der Universität Heidelberg angehörte, Jahre des Zusammenseins mit Max und Alfred Weber, Hermann Oncken, Eberhard Gothein, Georg Jellinek und anderen, die dazu beitrugen und beitragen, die Kenntnis der soziologischen, sozialpsychologischen und sozialhistorischen Entwicklung der Völker aufzuhellen

*

Inhaltsverzeichnis.

Erster Abschnitt.

Begriff und Aufgabe einer Volkscharaktereologie in der Wirtschaftswissenschaft.

Seite

1. Stellung der Nationalökonomie zum Begriff Volkscharakter 1
2. Volkscharakter und Lehre vom Volkswohlstand 5
3. Wechselwirkungen zwischen Volkscharakter und Wirtschaftsleben 9
4. Volks- und weltwirtschaftliche Bedeutung differenzierter Volkscharaktere 12
5. Entwicklungsgeschichtliche Methode volkscharaktereologischer Forschung 14

Zweiter Abschnitt.

Orientierung und Differenzierung des Volkscharakters in der Wirtschaft.

6. Einflußsphäre des Volkscharakters in der Wirtschaft. . . 17
7. Wirtschaftlichkeit und religiöse Ethik 20
8. Orientierung nach Produktivität und Verteilung 23
9. Wirkung dieser Unterscheidung auf die nationale Differenzierung des Volkscharakters 29
10. Eigenart der sozialistischen Einflüsse 36
11. Einflüsse verschiedener Agrarverfassungen 40
12. Einfluß nicht-kapitalistischer Berufseigenschaften 44
13. Struktur der Gesellschaft und ihr Einfluß 47
14. Bedeutung wettbewerblicher und organisatorischer Eigenschaften 52
15. Der weltwirtschaftliche Charakter der Völker 58
16. Eingesprengte Völkerteile und volksstämmige Differenzierung 62
17. Städtekultur und Provinzialismus 68
18. Art und Grad künstlerischer Einflüsse auf das Wirtschaftsleben 72
19. Die Geistigkeit als differenzierendes Moment 76

Dritter Abschnitt.

Vereinheitlichung des Volkscharakters unter wirtschaftlichem Einfluß.

Seite

20. Begriff der Einheitlichkeit des ökonomischen Volkscharakters 87
21. Kritik der amerikanischen Gleichform des Bedarfes . . . 92
22. Die Mechanisierung des deutschen Volkscharakters . . . 99
23. Der supra-nationale Mensch und das „Über-Volk“ 103
24. Scheidung oder Synthese der Volkscharaktere durch die Wirtschaft 110

Anmerkungen 118

Erster Abschnitt.

Begriff und Aufgabe einer Volkscharaktereologie in der Wirtschaftswissenschaft.

1. Stellung der Nationalökonomie zum Begriff Volkscharakter.

Die Nationalökonomie hat bisher, soweit es sich um schulgemäße, systematische Volkswirtschaftslehre handelt, den Einwirkungen des Volkscharakters auf die Entwicklung, den Gang und die Vorbedingungen der Wirtschaft wenig Beachtung geschenkt. Der Begriff „Volk" – und noch mehr der Begriff „Mensch" — wurde sowohl der deduktiven Begriffsbildung wie der Erklärung ökonomischer Phänomene als etwas Einheitliches und Selbstverständliches untergeschoben. Es ist bezeichnend, daß der Begriff „Volk" in dem englischen „Political Economy" überhaupt nicht erscheint, und daß das deutsche Wort „Volks"-Wirtschafts-Lehre mit dem Wort „National"-Ökonomie abwechselt, welch letzteres nur den Begriff des politisch-organisatorischen aus dem Volksbegriff herauslöst und an dessen Stelle setzt.

Dieser Mangel ist durchaus begreiflich. Denn der Anfang aller modernen Nationalökonomie ist dadurch gegeben, daß die wirtschaftlichen Erscheinungen bisher verkapselter Wirtschaftseinheiten durch die Entstehung des modernen Staates und der modernen Nationen sich überhaupt erst zu gesetzmäßig zu untersuchenden, neuen Tatsachen auswachsen und daß sich ihnen, nicht

der sie umgrenzenden Form — Volk, Staat oder Nation — der Sinn des Forschers zuwendet. Es genügt, wenn man mit dem Begriff „Volk" als einem „Ganzen" operiert, dem sich alle miteinander verbunden gedachten Einzelwirtschaften unterzuordnen haben. Es genügt, wenn man den Begriff „Mensch" als etwas Abstraktes hinnimmt, wobei noch die naturrechtlich-philosophischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts von der Gleichheit aller „natürlichen" Menschen mitwirken. Es genügt: weil man zunächst nur darauf bedacht ist, die wirtschaftlichen Phänomene zu deuten, die allen jenen Wirtschaftseinheiten gemeinsam sind, welche sich als Volk, Staat, Nation ansehen lassen.[1])

Auffallend aber ist, daß diese selbstverständliche Hinnahme des Begriffes „Volk" eine so lange Lebensdauer in der Nationalökonomie haben konnte.

Noch heute wird vielfach das Studium des Volkscharakters als etwas betrachtet, was für die Wirtschaftslehre gewissermaßen nur eine nebensächliche Bedeutung hat, was von den Allgemeingesetzen ablenkt und nur für spezielle Differenzierungsprobleme Wert haben könnte. Man übernimmt gelegentlich notwendig werdende Erörterungen des Begriffes Volk und Mensch der Anthropologie, der Naturwissenschaft (z. B. auch der Nahrungsphysiologie) und sogar die Wirtschaftsgeographie hat sich lebhafter mit den Eigenarten der Menschen in wirtschaftlicher Hinsicht befaßt als die Volkswirtschaftswissenschaft.[2]) Vielleicht könnte man erklären, daß die Ausscheidung volkscharaktereologischer Studien aus dem Gebiet der Wirtschaftslehre etwas Gebotenes sei. Was hat die Lehre von der Preisbildung, von den Funktionen des Kapitals, vom Kredit und Geld mit der Morphologie des Volkes und den Differenzierungen der

Völker zu tun? Liegt die Bedeutung des Volkscharakters nicht auf rein soziologischem Gebiete? Hat sie nicht lediglich ihre Bedeutung für die Aufdeckung und Interpretierung der gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander?

Vielleicht könnte man diese Frage mit „Ja" beantworten, wenn es sich bei der Nationalökonomie wirklich nur um die Erforschung rein mechanistischer Probleme handeln würde, die — weil nur wirtschaftsfunktioneller Natur — keine Beziehungen zu sozialen Voraussetzungen und demgemäß: sozialen Verschiedenheiten haben würden. Und es gibt deren Probleme genügend. Die Grenznutzentheorie z. B. ist eine Feststellung, die von physiologischen Reiz-Gesetzen ausgehend, lediglich die Einwirkung der Gütermengen auf unsre Bedürfnisse und demgemäß unsre Wertschätzung von Gütern klarzustellen sucht. Oder: die Einwirkung eines Zolltarifes auf den Inlandspreis ist eine ebenfalls lediglich mechanistisch-kausal zu fixierende Tatsache. Es ist sophistisch und unhaltbar, wenn man — wie der Neukantianer Stammler — aus der bloßen Tatsache, daß ein Preis z. B. an das Vorhandensein gesellschaftlicher Regeln, Sitten, Rechtsnormen gebunden ist, folgert, daß es Kausalfeststellungen in der Wirtschaftswissenschaft überhaupt nicht gebe, sondern daß jede wirtschaftliche Erscheinung eine soziale, daher eine solche von Mitteln und Zwecken sei.[3]) Es gibt ökonomische Phänomene genug, die zunächst einmal die Erforschung nach Ursache und Wirkung bedingen. Eine andre Frage ist es, ob mit diesen mechanistisch-kausalen Feststellungen der Endzweck der Nationalökonomie erreicht ist. Ob ein Preis volkswirtschaftlich gesehen „hoch" ist, wenn er statt 3 Mark etwa 6 Mark beträgt, kann durchaus ein teleologisches,

der Wertung unterworfenes Problem sein. Derselbe Preis von 6 Mark kann von diesen Volksgruppen als hoch, von jenen als zu niedrig angesehen werden. Aber daß sechs Mark mehr als drei Mark sind und welches die Ursachen der Steigerung gewesen sind, — das sind Tatsachen, die jeder subjektiven Wertung entrückt sind und eine durchaus kausalistische Lösung zulassen. In der Vermischung der kausalen Reihen mit denjenigen der Wertung haben lange genug der Irrtum und die Verwirrung der Nationalökonomie gelegen. Erst einem genialen Denker, wie es Max Weber war, gelang es,[4]) die Klärung herbeizuführen. Aber leider ist mit dieser gedanklichen Klärung noch keineswegs eine durchgreifende Veränderung im allgemeinen volkswirtschaftlichen Denken eingetreten. Von einer Umwertung des Denkens ist in der eigentlichen Fachnationalökonomie noch keine Rede. Wäre sie vorhanden oder auch nur im Werden, so hätten die letzten Jahre eine stärkere Häufung von Forschungen bringen müssen, welche eben jene subjektivistischen Elemente der volkswirtschaftlichen Struktur bloßlegen könnten. Das ist keineswegs der Fall. Wohl aber zeigen sich die alten Schulbegriffe vom Volkswohlstand als so eingewurzelt, als so sehr fundiert durch rein kausalgedachte Zusammenhänge, daß eine subjektivistische Forschung nur schwer gegen sie aufkommt. Man hat die Lehre Max Webers von der Eliminierung der Werturteile aus der Nationalökonomie respektvoll zur Kenntnis genommen. Aber Folgen hat diese Kenntnisnahme nicht gehabt. Weil dies der Fall ist, ist auch das Problem des Volkscharakters aus seiner bisherigen Vernachlässigung nicht herausgekommen. Und doch sollte gerade die Erkenntnis, wie sehr alle Wirtschaft von dem Werturteil, von der subjekti-

vistisch-relativistischen Sicht der wirtschaftenden Völker abhängt, dazu führen, endlich den Gesetzen der Wirtschaftsteleologie dieselbe Achtung zu zollen wie denjenigen der wirtschaftlichen Kausalität.

2. Volkscharakter und Lehre vom Volkswohlstand.

Geschieht dies, so wird ohne weiteres zuzugeben sein, daß der grundlegendste Begriff aller Nationalökonomie: der Begriff vom Volkswohlstande die Beschäftigung mit den ihm aus dem Volkscharakter zufließenden Elementen notwendig macht.

Daß der Begriff Volkswohlstand, wenn man unter ihm nicht einfach das Zählen und Schätzen von Volksvermögen verstehen will, ein durchaus subjektivistischer ist, braucht kaum erläutert zu werden. Denn dieser Begriff ist gewissermaßen das Spektrum, in welchem sich alle sonstigen Ziele und Wunschsetzungen der Wirtschaftspolitik fangen. Wie es denn eben nur von der jeweiligen Einstellung dieses Begriffes abhängt, ob man eine große oder kleine Bevölkerung gut heißt, ob man „the greatest happiness of the greatest number" anstrebt, ob man die Beurteilung des Volkswohlstandes auf den Augenblick von Jahren oder auf jahrhundertlange Zeiträume einstellt (Gegenwarts- oder Zukunftspolitik treibt), ob man Rasse verbessert oder Einwanderungsfreiheit gewährt, ob man Verteilungs- oder Erzeugungsgesichtspunkte vertritt, — und so weiter. Man kann diesem Dilemma nicht entgehen, dadurch daß man, wie etwa Gustav von Schmoller es sich gedacht hat, einen „Weltanschauungshintergrund" als gegeben annimmt, von dem sich ganz bestimmte Perspektiven der Wohlstandsbeurteilung für alle Völker und Staaten ergeben. Man würde vielmehr damit in denselben Fehler geraten, den die frühere National-

ökonomie mit ihrem Begriff „Mensch" machte, in dem sie alle sogenannten scheinbaren und unabänderlichen Gleichheiten der Menschen wirtschaftlich zivilisierter Länder zusammenfaßte.[5]) Gewiß, es sei nicht geleugnet, daß es Integrierendes genug im Volkscharakter der Nationen gibt. Aber die Frage, die zu bezweifeln ist, besteht darin: ob diese Einheitlichkeitsmomente ausreichen, um die Verschiedenartigkeiten der ökonomischen Entwicklung zu erklären, so weit solche vom Charakter des Volkes abhängt. Einheitlicher Weltanschauungsgrund — womit z. B. gemeint ist, daß jedes Volk ein Streben nach Verbesserung seiner materiellen Lage hat oder eine möglichste Steigerung seiner Einkommensüberschüsse und dergleichen anstrebt oder daß in jedem Volk der Begriff „Fleiß" und „Faulheit" der gleiche ist — erklärt, wenn überhaupt, nur ein Segment des Volkscharakters, soweit er für die Wirtschaftlichkeit in Frage kommt, ja es hat sich gerade an der andauernden Zwiespältigkeit aller nationalökonomischen Lehrmeinungen gezeigt, daß diese einheitlichen Unterschiebungen sofort mit den wirklich vorhandenen Differenzierungen in starken Konflikt geraten, sobald der Forscher etwas tiefer zu graben sich verpflichtet fühlt.

Gerade auf diese Differenzierungen kommt es aber an. Diese Behauptung verdient freilich eine Beweisführung, denn lange genug hat sich die Nationalökonomie damit abgefunden, nur die einheitlich-internationalen Momente des Volkscharakters als maßgebend für ihre Zwecke anzusehen. Die Ursache hierfür war augenscheinlich die Vorstellung, daß die „materialistischen", im wahren Sinne in der wirtschaftlichen „Materie" wurzelnden, Tatsachen des ökonomischen Lebens entscheidend für den Fortschritt oder das Zu-

rückbleiben eines Volkes seien. Mathew Arnold, der große englische Sozialpsychosoph, dessen Schriften noch immer nicht genügend gewürdigt werden, hat einmal die prägnante Frage gestellt, ob es angängig sei, „Kohle" oder „Eisenbahnen" als die „eigentliche Basis" des „Volkswohlstandes" anzusehen. Er hat dazu aufgefordert, kulturelle Werte an die Stelle solcher Gradmesser zu setzen.[6]) In der Tat liegt dem Begriff Volkswohlstand ein Komplex solcher materialistischer Vorstellungen zugrunde.[7]) Dies ist so sehr der Fall, daß man — wie etwa Friedrich List und viele, die seinen Faden aufnahmen — die in der modernen Geschichte abwechselnden Suprematien einzelner Länder von ihrer Handels- und Industriemacht bedingt glaubte und hier wiederum Dinge wie: naturale Vorzüge des Territoriums, Zusammenfassung der Verwaltung und Wirtschaftspolitik, Vorhandensein eines Einheitsstaates als „die" Essentialia betrachtete. Auch die Marxsche Überschätzung der jeweiligen kapitalistischen Produktionsweise trug dazu bei, die Aufmerksamkeit von den volkscharaktereologischen Bestimmungsgründen des Volkswohlstandes und seiner Entwicklung abzulenken. Man sah es schließlich als selbstverständlich an, daß ein Land, das reich an Eisenerzen und Kohle sei, also eine großzügige Stahlindustrie entfalten konnte, an der Spitze marschieren würde. Man glaubte die Reichtumsentwicklung von den Ziffern der Hochöfen und Walzwerke ablesen zu können. Heute steht man vor der Tatsache eines trotz dieser Dinge verarmten Deutschlands. Man findet, daß Länder, die gar keine Kohle besitzen wie Holland oder die Schweiz entschieden besser gefahren sind. Man begnügt sich zu erklären, daß der Weltkrieg ein Ereignis sei, daß alle Gesetze über den Haufen geworfen habe. Man vergißt, daß — wenn

die materielle Position eines Landes wirklich auf die Dauer seine Stellung unter den Nationen bestimmen würde — verlorne Kriege für ein solches Land gar nicht existieren dürften, wenn man Sieg und Niederlage nicht als bloßen Zufall betrachten will, weshalb Wirtschaftshistoriker oft genug den „Beweis" erbringen wollten, daß wirtschaftliche Macht und politische Prestige — daher auch gewonnene Kriege und Kolonialkriege — sich bedingten. Aber es gibt eben Momente, die trotz gewaltiger Kohlenlager, Eisenwerke, technischer Hochkultur den dauernden Wohlstand unterbinden können. Rußland und die Vereinigten Staaten — zwei Wirtschaftswelten mit ähnlichen Naturgütern und quantitativ gleich reichen Möglichkeiten — zwei Länder, die infolge ihrer Ausdehnung, ihrer agrarischen und metallurgischen sowie mineralischen Roherzeugung wirtschaftliche Weltteile für sich bedeuten können, — sind heute bezüglich des Volkswohlstandes zwei Gegensätze, wie sie stärker nicht gedacht werden können. Freilich auch mit zwei diametral entgegengesetzten Begriffen und Zielsetzungen von diesem Volkswohlstande selbst.

Wiederholen wir: solange es Aufgabe der wirtschaftlichen Forschung war, grundlegende Begriffe der wirtschaftlichen Kausalität festzustellen, konnte die Differenzierung der Volkscharaktere mit Fug ausgeschaltet werden. Es wäre töricht von einem Ricardo gewesen, bei der Erörterung des Gesetzes von der Differentialrente verschiedene Auffassungen der Nationen von der agrarischen Betätigung mit in Betracht zu ziehen. Sobald aber die Scheidung von Kausalgesetz und wirtschaftlichen Teleologien vollzogen ist, wird es notwendig, die treibenden Kräfte wirtschaftlicher Entwicklung von „Wille und Vorstellung"

abhängig zu sehen und nicht nur von materialen Faktoren wie Naturreichtum, Kapitalismus, Wirtschaftsverwaltung und anderem. Unter Volkswohlstand also ist das Maß zu verstehen, bis zu welchem ein Volk oder ein Volksteil das ihm vorschwebende Ziel wirtschaftlicher Befriedigung erreicht hat. Auf dieses durchaus verschiedene Ziel aber kommt es an! Der französische Kleinrentner nennt etwas durchaus andres „Wohlstand" wie der amerikanische Durchschnittsbürger oder wiederum der russische Bolschewist. Der „Wohlstand der Nationen" läßt sich ziffernmäßig wohl für statistische Zwecke vergleichen, aber sinngemäß ist ein solcher Vergleich nicht. Denn man vergleicht in Wirklichkeit verschiedene Bewertungen.

3. Wechselwirkungen zwischen Volkscharakter und Wirtschaftsleben.

Immer im Bestreben, irgendwelche festen Einheitlichkeiten für die wirtschaftliche Begriffsbildung zu ermitteln, könnte man nun einwenden: Muß es nicht die Aufgabe sein, gerade das Differenzierende im Volkscharakter auszuscheiden und sich für die Zwecke der Wirtschaft nur mit dem verbleibenden Rest der gemeinsamen Merkmale zu begnügen? Weil der Badenser vielleicht etwas gemächlicher im Verdienen ist wie der Mann an der Wasserkante, weil der Katholik zumeist minder kapitalistisch orientiert sein mag wie der Protestant (besonders der kalvinistische), — ist darum der Gang des Reichtums in der Wirtschaftsentwicklung ein wesentlich anderer? Handelt es sich nicht vielleicht nur um Gradunterscheidungen, die für die Totalität des Gesetzmäßigen ausscheiden sollten? Oder aber: wird nicht durch die Kraft und Dynamik der materiellen Tatsachen — als

da sind: Kapitalismus, Technik, Arbeitsteilung usw. — im Laufe der Geschichte die Differenzierung der Volkscharaktere ausgeglichen, ja geradezu ausgemerzt? Gibt es nicht einen „homo oeconomicus", der alle jene Differenzierungen nicht nur in sich aufsaugt, sondern sie dadurch geradezu irrelevant macht?

Auf diesen Einwand ist zu erwidern: gerade bei fortschreitender Wirtschaftlichkeit im 19. Jahrhundert und gerade im Hinblick auf die weltwirtschaftliche Arbeitsteilung durch die verbesserte Verkehrstechnik hat es sich gezeigt, daß das volkscharaktereologische Gepräge der Nationen für die Entfaltung der Wirtschaft bzw. die Teilnahme an den Erfolgen der wirtschaftlichen Gesamtzivilisation von höchster Bedeutung ist. Erst die Vereinheitlichung der international verwobenen Wirtschaften zu dem Begriff der Weltwirtschaft hat ihrerseits den Hintergrund geschaffen, auf dem sich die Differenzierungen der Einzel-Volkscharaktere abheben. Denn in dem Maße, wie diese Verweltwirtschaftlichung selbstverständlich auch eine Vereinheitlichung des internationalen Wirtschaftssubjektes voraussetzt, stößt sie an die Verschiedenartigkeit der völkischen Wirtschaftscharaktere und bildet zu diesen einen Gegensatz. Erst an diesem einheitlichen Maßstabe gemessen tritt die Typologie des Volkscharakters in deutlichste Erscheinung. Es wird heute die Frage aufgeworfen, ob dem anglo-amerikanischen Volkscharakter „die Zukunft gehört" oder ob der europäische Volkscharakter in wirtschaftlicher Hinsicht sich amerikanisieren solle, etwa unter Anwendung der spezialisierenden amerikanischen Maschinentechnik. Ist das eine Frage, die zu verstehen, geschweige denn zu beantworten wäre, ohne eine genaue Aufhellung eben jener typischen Charaktereigenschaften, die der Amerikaner

gegenüber dem Europäer zum wirtschaftlichen Berufe mitbringt? Fragen über Fragen entstehen, wenn diese Frage aufgeworfen wird. Entspricht überhaupt die mechanistische Spezialisierung dem europäischen Arbeitscharakter, der europäischen Sozialkultur? Ist ihre Grundlage nicht zunächst die Vereinheitlichung und Typisierung des Bedarfes und Geschmackes so homogener Massen, wie sie eben nur der wirtschaftliche Weltteil „USA" bisher aufzuweisen hat? Und ist diese Vereinheitlichung unter der ganz andersgearteten Lebenszielsetzung und Vorstellung vom Wohlstande, wie er in „Europa" herrscht (wobei noch zwischen den einzelnen europäischen Staaten zu unterscheiden wäre), durchzusetzen?

Man erkennt, daß ohne eine Begründung des Volkscharakters eine Stellungnahme zu dieser Frage nicht möglich wird. Andererseits aber ist es ausgeschlossen, den Einfluß wirtschaftlich so tiefgreifender Unterschiede im Volkscharakter und Lebenshabitus als für die Gesamterscheinungen der wirtschaftlichen Fortentwicklung irrelevant zu bezeichnen. Und was den Einwand angeht, daß diese Unterschiede im Laufe von Epochen unmaßgeblich wären, so ist zu erwidern, daß es nicht nur Aufgabe der Wirtschaftswissenschaft ist, das auf lange Sicht Werdende zu beleuchten, sondern daß gerade in der Erkenntnis schwebender Konflikte und Kämpfe eines ihrer Hauptziele liegen muß. Es ist gewiß denkbar, daß einmal der Wirtschaftscharakter aller Völker durch starke materielle Zwangsläufigkeiten ein einheitliches Gepräge erhält. Aber solange hierüber noch nichts gesagt werden kann, gilt es ohne Rücksicht auf die Vergänglichkeit differenzierter Typologien deren Charakteristik und deren Daseinskampf zu erkennen und zu schildern.

4. Volks- und weltwirtschaftliche Bedeutung differenzierter Volkscharaktere.

Damit ist denn auch zugleich die Frage angeschnitten, welche Bedeutung dem Volkscharakter für die tatsächliche Entwicklung wirtschaftlicher Zustände beizumessen ist. Daß für die Vertreter einer materialistischen Geschichtsauffassung im Sinne von Karl Marx die Bedeutung des Volkscharakters keine sonderliche Rolle spielt, ist ohne weiters verständlich. Die Produktionsweise ist ja grundlegend für die Organisation und Gestaltung der Wirtschaft. Über die Frage, warum diese Völker mehr, jene weniger im Kampfe um das wirtschaftliche Dasein „geleistet" haben, warum hier der Kapitalismus stärker, dort schwächer in Erscheinung trat, ohne daß die materialen Grundlagen erheblich verschieden waren, darüber haben sich nicht die klassischen Marxisten, sondern erst sozialökonomische Denker wie Sombart[8]) und Max Weber und neuerdings Robert Michels den Kopf zerbrochen. Immerhin hätten gerade die Sozialisten Grund genug gehabt, den dispositionellen Eigentümlichkeiten eines Volkes besonders Beachtung zu schenken, anstatt an die kommende Automatik einer Weltrevolution zu glauben. Denn der Kampf des Gedankens und des Willens gegen die kapitalistische Produktionsweise ist ja gerade für den Revolutionssozialisten die einzige Möglichkeit, das eherne Gesetz des Kapitalismus zu zertrümmern und an die Stelle materialistischer Bestimmungsgründe der Wirtschaft diejenigen bewußter Verteilungsprinzipien zu setzen. Allein, auch hier wurde der Verschiedenartigkeit der volkspsychologischen Verfassung in ihren Wirkungen auf sozialistische Gedankenreihen nicht die mindeste Beachtung geschenkt. In

Wirklichkeit ist das Fehlen einer der deutschen Sozialdemokratie verwandten Denkweise in der englischen Arbeiterschaft nicht anders wie durch die völlig andersgeartete soziale Mentalität der Engländer zu erklären, die ihrerseits ein Teil des englischen Volkscharakters ist. Das Gleiche hat Werner Sombart für die Eigenart der Arbeiterfrage in den USA nachgewiesen. Die Art also, wie wirtschaftliche Ideen und Ideologien in den einzelnen Ländern aufgenommen und verwertet werden, hängt unmitelbar von der Struktur des Volkscharakters ab. Dieses Maß, diese Verschiedenheit beeinflussen wieder den Widerstand, der wirtschaftlichen Entwicklungen entgegengestellt, oder die Anpassung, die ihnen entgegengebracht wird. Selbst also das Übergewicht der materiellen Bewegungen im Wirtschaftsleben und Wirtschaftskörper zugegeben, würde die Art der Volkscharaktere Tempo und Ausmaß der Entwicklung wesentlich mitbestimmen.

Im übrigen gilt, was von den Zusammenhängen von Kausalität und Zielsetzung im sozialökonomischen Leben überhaupt zu sagen ist. Wie die wirtschaftlichen Umstände zum Beispiel Recht-bildend wirken — wie etwa ein Zusammenhang zwischen industrieller Revolution des 18. Jahrhunderts und Gewerbefreiheit besteht —, wie andererseits einmal vorhandenes Recht die wirtschaftlichen Verhältnisse beeinflußt — z. B. das Verbot der Vereinbarungen „in restraint of trade" das Vorhandensein von Kartellen in den USA verhindert hat —, so wird auch eine volkscharaktereologische Veranlagung ebenso ihren Einfluß auf die wirtschaftlich-soziale Entwicklung eines Landes ausüben können, wie umgekehrt bestimmte wirtschaftliche Zustände auf die Dauer einen prägnanten Einfluß auf den Volkscharakter ausüben. Man denke an die ein-

seitige Struktur des „Amerikaners", die unbedingt durch die Spezialisierung der Arbeit gegeben ist, aber gleichzeitig das ganze kulturelle Leben umspannt. Gerade dieses Beispiel kann die Wechselseitigkeit der Beziehungen von Volkscharakter und Wirtschaft illustrieren. Denn wie die Verfassung der amerikanischen Wirtschaft, welche nach Massenerzeugung und demgemäß spezialisiertester mechanistischer Arbeitsteilung verlangte, den spezialisierten Menschen im Amerikaner schuf, so wirkt der nun einmal vorhandene Sinn für Einheitlichkeit und Gleichförmigkeit, die Ausmerzung individueller Geschmackswünsche naturgemäß ihrerseits auf Typen und Formen der Produktion ein und verstärkt ihr „amerikanisches" Gepräge. Bei der Betrachtung der Wirkungen völkischer Verschiedenheiten auf die Wirtschaft ist also diesen Wechselbeziehungen auch dann Rechnung zu tragen, wenn man dazu neigt, den materiellen Vorbedingungen erhebliche Einflüsse auf den Volkscharakter einzuräumen.

5. Entwicklungsgeschichtliche Methode volkscharaktereologischer Forschung.

Die Betrachtung des Volkscharakters wird landläufig und immer wieder von der historischen, besser gesagt von der entwicklungsgeschichtlichen Seite angepackt. Zu welchen oberflächlichen und wissenschaftlich gefahrvollen Verallgemeinerungen eine solche Methode, die sich dann noch auf diese oder jene „Autorität" vergangener Jahrhunderte bzw. Jahrtausende stützt, führen können, kann ein Blick in die Schrift des Professors an der Universität Leipzig, Karl Wildhagen, zeigen, der im Jahre 1925 eine Arbeit über den „englischen Volkscharakter" verfaßt hat. Da heißt es z. B. auf S. 25[9]: „...es ist auffällig, daß eine Reihe

sehr markanter einzelner Züge und Sitten, die Tacitus aufzählt, dem englischen Volke bis auf den heutigen Tag in hohem Maße eigen sind: ausgeprägter Familiensinn, die Mitgift des Gatten für die Ehe, die gesellschaftliche Stellung der Frau, Gastfreundschaft, Ehrgefühl, Freude an Kampfspiel und Jagd, Heroenkultur." Man nehme einzelne der angeführten Eigenschaften vor: ist nicht „Familiensinn" auch bei den Juden, und stärker als bei vielen nordischen Völkern bei den Südländern ausgeprägt? Ist die Gastfreundschaft und das Ehrgefühl etwas typisch englisches? Ist die gesellschaftliche Stellung der „Frau" nicht erst im Lauf der wirtschaftlichen Zivilisation entstanden und war nicht noch im 18. Jahrhundert die Stellung der englischen Frau genau so beengt und begrenzt wie etwa die der deutschen „Hausfrau"? Man lese nur die einschlägige Literatur des 18. Jahrhunderts — anstatt sich auf vage Schlußfolgerungen aus der Lektüre des römischen Chronisten einzulassen — etwa: „Strictures on Female Education" (1799) oder Mrs. Barbaulds spätere Werke (Legacy to young Ladies) und man wird verstehen, wogegen die große Frauenkämpferin Mary Wollstonecraft anrannte. „Frauen waren nur für diejenigen Zwecke geschaffen, die sie in Verbindung mit dem Manne erfüllen konnten," schreibt W. Lyonel Blease in seiner Geschichte des englischen Liberalismus hierüber. Aber Professor Wildhagen will uns sagen, daß die „gesellschaftliche" Stellung der Frau beim Engländer von Charaktereigenschaften herrühre, die schon zur Zeit des Tacitus bestanden![10])

Der historisch-entwicklungsgeschichtliche Beweis ist für die Charakteristik besonderer Völker mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Zur Genüge ergibt sich aus der Anwendung der Rasse-Theorie auf die ethnographische

Einzelforschung die Erkenntnis, wie einseitig jene Methode sein kann. Zumindest wäre stets erforderlich, daß allen Momenten, welche bestimmte, für frühere Epochen nachweisbare Veranlagungen abgeschliffen oder übersteigert haben, gebührende Rechnung getragen wird. Dazu gehören politische und soziologische Momente in erster Linie. Wie anders sind zum Beispiel in letzter Hinsicht die Juden in England, Rußland oder Deutschland! Wie sehr wiederum hängt die Möglichkeit der Betätigung von „angeborenen" Eigenschaften im Wirtschaftsleben von der Umgebung, dem „environnement" ab, das den Wirtschafter umgrenzt. Gewiß lassen sich ganze Komplexe von Volkseigentümlichkeiten aus einer historischen Entwicklung erklären. Aber auch hier wird die Anwendung der Geschichte als „Beweis" für gegenwärtige wirtschaftliche Zielsetzungen und der Berechtigung oder Nichtberechtigung derselben gefährlich. Man erinnere sich daran, daß im Streit um das Anerbenrecht-Gesetz dieses Recht — als Bestandteil der Frage des gebundenen oder ungebundenen Grundbesitzes — von Miquel als das spezifisch „deutsche Erbrecht" im Gegensatz zum römischen erklärt wurde und die Entscheidung für dasselbe gewissermaßen aus der altgermanischen Stammesverfassung gefordert wurde[11]). Zu ähnlichen Kuriositäten hat oft genug die Meinung geführt, daß rassemäßige oder stammesmäßige Eigentümlichkeiten durch Jahrtausende fort ihren Einfluß und demgemäß ihren Anspruch auf Anerkennung mit sich führen. Als ob, wenn das Anerbenrecht, die Singularerbfolge, tatsächlich altdeutsches Allgemeinrecht gewesen wäre, diese Tatsache die geringste Bedeutung dafür haben könnte, unter welchem Erbrecht heute die landwirtschaftliche Struktur eines Landes am vorteilhaftesten einzurichten sei! Es ist eine

überaus heikle und sicherlich sehr unwissenschaftliche Aufgabe, aus historischen Gegebenheiten und entwicklungsmäßigen Veranlagungen volkswirtschaftliche Gesetzmäßigkeiten ableiten zu wollen. Vielmehr sollte die Geschichtsforschung nur dazu dienen, die Gegensätze der Volkscharakteristik überhaupt aufzuhellen und verständlich zu machen. Die bloße Tatsache, daß ein Volk oder eine Volksschicht „von jeher" „so" war, ist noch lange nicht der Beweis dafür, warum sie „heute" so „ist". Im besten Falle sind solche Tatsachen Stützungen der für die Gegenwart festzustellenden Erscheinungen. Das Bild eines Volkscharakters, da wo es Lücken aufzuweisen scheint, aus alten Fragmenten zu ergänzen, muß bedenklich erscheinen. Auch hier ist es nicht unwesentlich, den Einfluß der sogenannten „historischen Schule" in der Nationalökonomie zu überwinden und an ihre Stelle eine möglichst exakte Kenntnis der gegenwärtigen Morphologie der Volkscharaktere zu setzen.

Zweiter Abschnitt.

Orientierung und Differenzierung des Volkscharakters in der Wirtschaft.

6. Einflußsphäre des Volkscharakters in der Wirtschaft.

Wird der Volkscharakter aus Rasse, Stammeseigentümlichkeit, geschichtlich feststellbaren Eigentümlichkeiten hergeleitet, so bedeutet dies schon deshalb eine Einseitigkeit, weil die Wucht wirtschaftlicher Tatsachen auf die Menschheit seit 150 Jahren eine so starke gewesen ist, daß einer der wichtigsten Sektoren in diesem Kreise fehlen würde. Der „ökonomische" Mensch hat erst in neuerer Zeit begonnen, die Forschung zu interessieren, demgemäß auch erst jetzt die Frage: was die

verschiedenen volkscharaktereologischen Eigenschaften für die Wirtschaft, was umgekehrt das Wirtschaftliche für den Einfluß auf den Volkscharakter bedeutet. Gerade aber weil die Wucht des Wirtschaftlichen — von der industriellen Revolution in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnend, über die Einführung von Maschinen, Dampfkraft, mechanisierter Arbeitsteilung, wissenschaftlicher Chemie und physikalischer Forschung, Motorentechnik und Energieerfassung — zu der heutigen Machtstellung des Wirtschaftlichen im Völkerleben geführt hat, glaubte man, die differentiellen Einflüsse des Volkscharakters als sekundär ansehen zu dürfen. Das ist einigermaßen erklärlich. Minder erklärlich hingegen: daß man nicht früher daran ging, den Einfluß der „Wirtschaft" auf den Volkscharakter zu studieren, zumindest ihm neben Rasse, Stammesererbtem, Geschichtlichem, territorialen und naturalen Einflüssen eine gebührende Stellung zu schaffen.

Was den ersten Gesichtspunkt — Einfluß des Volkscharakters auf den Gang der Wirtschaft — angeht, so sei es erlaubt, gerade an die Erfahrungen unserer eigenen Zeit anzuknüpfen, obschon es immer gewagt ist, aus dem eignen Zeitbild und besonders einem so bewegten, wie das unsrer Tage ist, grundlegende Folgerungen ableiten zu wollen. Aber eines steht fest: vor dem Weltkriege erschien es als eine Art von Selbstverständlichkeit, daß Deutschland bezüglich der wirtschaftlichen Vorherrschaft der Nationen „an der Reihe" sei. Man folgerte das aus seinen Naturschätzen, aus seiner Lage zum Meer und deren immer zweckmäßigeren Ausnützung, aus seinem Organisationstalent, das gerade den Bedürfnissen der modernen Großindustrie zugute kommen mußte, aus seinen wissenschaftlichen Qualitäten und Begabungen, aus der

anerkannten Sparsamkeit und dem Fleiß seiner Bewohner. Es wäre vor dem Krieg ein Leichtes gewesen, irgendeinem Engländer oder Franzosen klar zu machen, daß Deutschland aus allen diesen Tatsachen heraus das „kommende Land" der Weltwirtschaft sei. Der Ausgang des Weltkrieges hat diese Auffassung wesentlich erschüttert. Es gibt Persönlichkeiten genug, welche heute der Meinung sind, daß es Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert dauern kann, ehe Deutschland — wenn überhaupt — die damals so nah geglaubte „Stufe" erreichen werde. Man hat begonnen, darüber nachzudenken, welche besonderen Qualitäten des Volkscharakters den Deutschen fehlen, um jene rein wirtschaftliche Machtstellung zu erreichen, hat einsehen gelernt, daß die Welt, wie sie heute ist, trotz aller wirtschaftlichen Präponderanzen gewisse politische, diplomatische Fähigkeiten verlangt, welche gewissermaßen das wirtschaftliche Prestige verankern müssen. Man begreift, daß der Engländer, der Anglo-Amerikaner in diesem Kriege gesiegt und damit den Beweis geliefert haben, daß zur wirtschaftlichen Suprematie bestimmte nicht immer wirtschaftliche Eigenschaften gehören oder vielleicht eine spezifische Verfassung des Volkscharakters, die anscheinend den Deutschen abgeht. Gerade der Ausgang des Weltkriegs hat wie keine andre Tatsache die Vorstellung erschüttert, daß die Ablösung der Wirtschaftssuprematie unter den Ländern ausschließlich von der Herausbildung gewisser industrieller und kommerzieller Vorteile abhängt („wo das Eisen wächst in der Erde Schacht, da erwachsen der Menschheit Gebieter"). Man ist vielmehr zu der Auffassung gelangt, daß es vielleicht eine Art von „Wirtschaftsgeist" im Volkscharakter gibt, dessen Vorhandensein weit mehr als alle naturalen Gegebenheiten den wirtschaftlichen

Aufstieg bedingt und überhaupt erst zu der Erfassung dessen führt, was oberflächlich gesehen als zufällige Naturgabe oder gegebene Chance erscheint.

Es wird durch dieses Beispiel ersichtlich, daß die spezifischen Eigenarten des Volkscharakters, welche wirtschaftlich von Wesentlichkeit sind, nicht dadurch erschöpft werden, daß man die der Wirtschaftsführung selbst (des Einzelnen wie der Gesamtheit) charakteristischen Eigenschaften erörtert: wie etwa Fleiß, Genügsamkeit, Körperkraft, Sparsamkeit und dergleichen. Es kommt darauf an, daß man die eigentlichen wirtschaftlichen Qualitäten des Volkscharakters, wie sie allgemein für den homo oeconomicus bezeichnend sind, in eine spezifische Beziehung bringt zu sonstigen Eigenschaften des Volkes, die hemmend oder fördernd auf den wirtschaftlichen Geist und die wirtschaftliche Betätigung einzuwirken vermögen. Erst diese Aufgabe gibt dem Problem Wirtschaft und Volkscharakter das entscheidende Gepräge.

7. Wirtschaftlichkeit und religiöse Ethik.

Die wirtschaftliche Einstellung eines jeden Volkes steht in beständiger Wechselwirkung, zum Teil in beständigem Konflikt mit zwei andern hauptsächlichen Komponenten des völkischen Daseins: mit den politischen und den kulturellen Betätigungen desselben.

Zu dem kulturellen Komplex, soweit er in seiner Wirkung auf die Wirtschaft von Wesentlichkeit ist, gehört in früherer Zeit in erster Linie das religiöse Leben. Der Kampf gegen die Bindung der wirtschaftlichen Betätigung durch religiöse Vorschriften und Wertungen durchzieht als Kampf gegen die katholische Kirche und ihren Einfluß auf weltliche Dinge das ganze

Mittelalter. Der Protestantismus versucht die Auflösung jener Vorstellung, wonach Gelderwerb „eigentlich"-den höheren Zwecken des Menschen widerspricht, Zinsnehmen und Verdienst (Wucherverbote) als sündhaft angesehen werden, das eigentliche Leben des Menschen nur dem Kult Gottes zugewandt sein sollte. Der Kalvinismus, insbesondere seine Ausläufer im Puritanismus gehen hierin weiter als das Luthertum. Während dieses sich in den Fragen der Wirtschaftlichkeit mehr oder weniger passiv verhält, geht der Sekten-Puritanismus überaus aktiv dazu über, die Ethik mit dem materiellen Leben zu versöhnen und eine positive Wirtschaftsethik herauszubilden. Nach dieser ist — wobei die Einflüsse der Prädestinations- und Erwählungslehre unverkennbar sind — der äußere, in Ehrlichkeit erworbene Erfolg des wirtschaftenden Menschen Ausdruck einer höheren Begnadung. Das Ominöse des Gewinnes und damit der Ungleichheit von Reich und Arm wird zugunsten der Berufsethik abgestreift. Die Ethik wird auf den Boden der tatsächlichen Vorgänge des Wirtschaftslebens gebracht, anstatt sich zu ihr in Widerspruch zu stellen und sie durch Postulatslehren zu korrigieren.[12])

Diese Entlastung der Wirtschaftlichkeit von religiösen Hemmungen hat in den Zeiten früheren Aufstieges die englische, aber auch zuvor schon die holländische, später die amerikanische Wirtschaft wesentlich gefördert. Allein nicht in dieser, von Max Weber, Troeltsch, Werner Sombart, de Laveleye (am frühzeitigsten), Mathew Arnold und mir selbst geschilderten Befreiung des „kapitalistischen Geistes" von a-kapitalistisch-orientierten Vorstellungen liegt heute das Entscheidende dieser Tatsache für die Struktur des Volkscharakters.[13]) Denn es spielt heute in kei-

ner Volkswirtschaft mehr das Religiöse eine so intensive Rolle, daß man sagen könne, es hinge von dem Kampf religiös-ethischer Meinungen gegenüber der Wirtschaftlichkeit für die letztere Entscheidendes ab. Wohl aber ist das Übrigbleibsel[14]) dieser geistigen Kämpfe und Verankerungen, das Residuum rein profanistischer Art, auch heute noch von grundlegender Bedeutung. Dieses nämlich wurzelt darin, daß unter Abschleifung der religiösen Gedankengänge, die Meinung fortbesteht, daß der normale, den gesetzlich festgelegten Grenzen entsprechende Gewinn berechtigt und anerkennenswert bleibt. Diese Meinung, welche sich ohne eine starke Vorstellung von der Leistungsfähigkeit und Leistungsberechtigung des Einzelnen (Individualismus) gar nicht loslösen läßt, — wie denn auch der Kalvinismus im Gegensatz zum Katholizismus das Schwergewicht auf den Einzelnen und seine Verantwortung, nicht auf die organisatorische Einreihung (Kirche) legte — ist für den heute noch starken Wirtschaftsindividualismus und Wirtschaftsliberalismus Englands und Amerikas außerordentlich maßgebend.[15]) Das englische Volk bleibt im Grunde und trotz aller Arbeiterbewegungen beseelt von dem Gedanken, daß der Aufstieg des Einzelnen theoretisch möglich und wünschenswert ist, wenn auch die Praxis eben nur diesen Aufstieg in Form eines Ausleseprozesses zuläßt. Aufgabe der Masse bleibt es, durch Zusammenfassung ihrer Kräfte jedem, der den Aufstieg nicht erreichen kann, ein Mindestmaß von Wohlstand zu sichern. Daher die Notwendigkeit einer Arbeiterbewegung, nicht aber die unbedingte Notwendigkeit einer politischen Umformung zum Zweck der Erreichung anti-individualistischer Ziele.

In Deutschland hat es keinen Liberalismus gegeben, der in seinen frühzeitigen Stadien von ethischen

und religiösen Fäden durchzogen worden wäre. Das positive Element, welches Berufs- und Wirtschaftsethik des Puritanismus sowie dessen Auffassung von der „Arbeit" auszeichnete, fehlt in der Entwicklung des deutschen liberalistischen Denkens vollkommen. Vielmehr erstreckt sich dessen Sphäre nur auf die negativen Aufgabe der Beseitigung von Schranken und Fesseln, die der Wirtschaft entgegenstehen (Gewerbefreiheit, Agrarreformen, Freihandel, Kampf gegen bürokratische Bevormundung). Das Sachliche überwiegt in diesem Kampf das persönliche Gefühl, den Heroismus des Liberalismus. Deshalb ist der deutsche Liberalismus minder stoßkräftig als der englische, keine Weltanschauung, sondern ein Komplex sachlicher Reformversuche. Er ist für den Volkscharakter nicht das, was er in England oder Amerika bedeutet. Die Folgen hiervon werden noch zu erörtern sein.

8. Orientierung nach Produktivität und Verteilung.

Es muß zunächst festgestellt werden, daß jene eigenartige Wirtschaftsethik der anglo-amerikanischen Kultur auf die Einstellung zum Wirtschaftsleben ganz spezifische Wirkungen ausgeübt hat. Zuvor aber eine allgemeine Bemerkung. Die Orientierung eines Volkes gegenüber den wirtschaftlichen Dingen kann entsprechend der überall vorhandenen Verfassung des volkswirtschaftlichen Daseins selbst auf zwei Möglichkeiten beruhen: entweder auf einer Hinneigung zu den Problemen der Produktivität oder auf einer Hinneigung zu den Problemen der Verteilung.

Produktivität und Verteilung sind hier im Sinne der üblichen nationalökonomischen Begriffsbildung gedacht und beziehen sich auf den arbeitsteiligen, kapitalistisch organisierten Wirtschaftskörper. Ist

das wirtschaftliche Denken der breiten Volksmassen auf das Produktive gerichtet, so wird der Wirtschaftspolitik ein breiter Spielraum für Maßnahmen gegeben sein, die sich auf Erzeugung, technisch-wirtschaftlichen Fortschritt, Befreiung der Produktion von Hemmungen aller Art usw. richten. Bei den Fragen der Verteilung hingegen wird die Produktion als Selbstverständlichkeit, ihr Ertrag als gegeben vorausgesetzt. Ziel der Verteilungs-Orientierung ist die Disposition über das erreichte Produktionserträgnis, sei es des volkwirtschaftlichen, sei es dessen der Privaten. Es handelt sich also hierbei darum, daß an die Stelle der Produktions- und Produktivitätsprobleme Fragen der Einkommensverteilung, der Konsumtion und Preisbildung, des Bedarfes und Verbrauches gewisser Schichten treten. Es ist ohne weiteres verständlich, daß die Gegensätzlichkeit beider Fragenkomplexe überaus tiefgreifend auf die wirtschaftliche Denkweise eines Volkes einzuwirken vermag. Das Verteilungsproblem ist in der Praxis (theoretisch wäre es auch anders denkbar) ohne den Gedanken an eine gewollte „Gerechtigkeit" nicht denkbar. Es wird zum Beispiel eine bestimmte Preisbildung angestrebt, um den breiten unbemittelteren Schichten eine angemessene Versorgung mit Gütern zu sichern. Oder es spielen bei der Finanzpolitik die Verteilungsgesichtspunkte ihre entscheidende Rolle in der Frage der direkten und indirekten Steuern, das heißt: in dem Versuch, eine sozial erwünschtere Verteilung und Nutznießung des Einkommens durch steuertechnische Mittel zu erzielen.

Es ist selbstverständlich, daß der Produktivitätsgedanke weder durch den Verteilungsgedanken ausgeschaltet, noch der Verteilungsgedanke durch die Problematik der Produktivität verdrängt zu werden pflegt.

Beide herrschen gleichzeitig in allen modernen Volkswirtschaften vor. Aber das Maß, in welchem die eine oder die andre Orientierung überwiegt, ist verschieden und auf diese Verschiedenheit kommt es an. So ist es zum Beispiel bezeichnend, daß in Ländern wie England und Amerika — ja selbst Frankreich — noch heute keine eigentliche Vermögensbesteuerung (von der Erbschaftssteuer abgesehen) existiert. Selbst die schweren Nachkriegszeiten haben in England zwar eine wesentliche Steigerung der Einkommensteuersätze jedoch keinen fiskalischen Angriff auf die mobile Vermögenssubstanz gebracht. Hieran ist nicht etwa die Absicht beteiligt, aus irgend welchen kapitalfreundlichen Motiven das Vermögen zu schonen. Aber die englische Finanzpolitik findet in der Einkommensteuer aus wirtschaftlichen Gesichtspunkten heraus immer noch die bequemste und vor allem die volkswirtschaftlich gesündeste Finanzquelle. „Vermögen" ist für den Engländer ein Begriff nicht nur aufgestapelten Reichtums, sondern eines wiederum produktiv (wenn auch investitiv) zu verwendenden Fonds. Vermögen ist das Ziel des Sparenden. Vermögenssteuern sind nach englischen Begriffen sparfeindliche Maßnahmen. Sparen bedeutet: Kapital bilden, also in diesem Sinne produzieren. Das Gleiche gilt von der französischen Auffassung des „Rentnertums". Die Einnahme zu besteuern ist weniger produktionsfeindlich als die Besteuerung der Substanz, deren Besteuerung im übrigen ja wieder automatisch auch die fiskalischen Einkünfte aus den Erträgnissen herabmindern muß. Ergo: hält man aus wirtschaftlichen Gründen an der Einkommensteuer fest. Ganz anders ist das Bild, daß man empfängt, wenn man die deutschen Steuerprinzipien der letzten Jahrzehnte ansieht. Unter dem Einfluß sozial-

demokratischer Parlamentsmacht ist sowohl vor, wie vor allem in der Zeit unmittelbar nach dem Kriege der wirtschaftlich-produktive Steuergedanke hinter dem Verteilungsgedanken ganz zurückgetreten. Ziel der sozialistischen Steuerpolitik ist nicht Rücksichtnahme auf die Wirtschaft, sondern die Erreichung einer möglichst ausgiebigen Verteilungspolitik. Die direkte Steuer ist ihr schon, weil sie der Form nach das Einkommen und Vermögen unmittelbar angreift, erstrebenswert. Der Kampf um die Steuern im Parlament spitzt sich zu einem Kampf um direkte und indirekte Steuermethoden zu. Keine Belastung des Volkseinkommens durch Konsumsteuern wird bewilligt ohne gleichzeitigen Gegenwert auf dem Gebiete der Kapitalbesteuerung. In der Inflationszeit führte dieses System zu einer derartigen Häufung von Steuern (Reichsnotopfer, Zwangsanleihe, daneben Wertzuwachssteuer, Vermögenssteuer, Kapitalertragssteuer) mit wiederum eingekapselten steuerlichen Erfassungen von Substanzwerten (Sammlungen, Schmuck usw.), daß diese Hypertrophie die fiskalischen Kräfte überschritt und schließlich ein solcher Wirrwarr eintrat, daß man unter viele der Maßnahmen, noch ehe sie durchgeführt werden konnten, einen Abschluß-Strich setzen mußte. Auch heute noch ist die Fülle der Steuern in Deutschland, ihr Nebeneinander und Durcheinander für das immer noch bestehende Bestreben charakteristisch, die Besteuerung nach Verteilungsgesichtspunkten deutlich zum Ausdruck zu bringen. Der Gedanke der Einfachheit des Steuersystems und seiner fiskalischen Kosten tritt dahinter zurück. Mit andern Worten: zugunsten der Verteilungsidee wird die Wirtschaftlichkeit der Finanzpolitik, insbesondere ihr Einfluß auf die Produktivität in den Hintergrund gerückt.

Der Einfluß der Verteilungsidee auf das wirtschaftliche und wirtschaftspolitische Leben aber reicht noch weiter. Es ist begreiflich, daß eine große Anzahl ökonomischer Begriffe ein anderes Gepräge erhält, je nachdem man sie vom Standpunkt der Produktivität oder der Verteilung ansieht. Selbst wenn man von der eigentlichen „sozialen" Bewegung, einer Spezies der Verteilungsidee überhaupt, absieht, bleibt dieser Unterschied bestehen. Ein Volk, für das das Wort „Produktivität", Wohlstandsvermehrung im landläufigen, kapitalistischen Sinne noch etwas „Volks"-wirtschaftliches bedeutet, wird die „Arbeit" des Einzelnen von einer ganz andern Seite her sehen, als ein Volk, für welches der Begriff „Arbeit" in erster Linie unter die Rubrik Verteilung des Produktionsertrages zwischen Unternehmer und Arbeitnehmer fällt. Die Gliederung des Volkes wiederum in „bemittelte" und „unbemittelte" „Klassen", der Begriff des privaten Reichtums, wird seinerseits von der Unterschiedlichkeit des Arbeitsbegriffes erfaßt. Dem Verteilungsideologen muß der Reichtum des Einzelnen als ein Fehler der sozialen Organisation der Wirtschaft — auf Grund fehlerhafter Verteilungsmethoden — erscheinen. Dem nach Grundsätzen der Produktivität Denkenden ist der Reichtum des Einzelnen der Beweis einer gegenwärtigen (oder bei ererbtem Vermögen vergangenen) über das Durchschnittsmaß gehenden „Leistung". Dieser „Leistungsbegriff" ist es, der den Begriff „Arbeit" für den Produktivtheoretiker ausmacht. Die Anschauung von der Auszeichnung durch die Leistung bewirkt das Streben, sich ebenfalls durch solche auszuzeichnen. Reichtum ist ein Stolz. Es ist kein Zufall, daß in den Vereinigten Staaten vor der sozialen Bewegung, die gering entwickelt ist, und neben dieser, wo sie vorhanden

ist, der Stolz jedes einzelnen Bürgers sich auf den „Reichtum" des Landes als Symbol nationaler und personeller Tatkraft und Leistung richtet, während den französischen oder italienischen Bürger-Arbeiter die Tatsache solcher Ziffern wenig interessieren würde. Dieses Mitfühlen jedes Bürgers für die Produktivität seines Staates gibt dem amerikanischen Wirtschaftsleben eine für europäische Begriffe bewundernswerte Stoßkraft.

Ganz allgemein gesprochen kann man sagen, daß die Gedankengänge, welche an die Produktivität der Wirtschaft anknüpfen, eine optimistische Wirtschafts-Psyche begünstigen, während Verteilungsgesichtspunkte auf einer pessimistischen Auffassung aufgebaut sind. Denn die letzteren gehen von einer „ungerechten" Verfassung des wirtschaftlichen Lebens aus, deren Angelpunkt die bestehende kapitalistische Ordnung zu sein pflegt. Es liegt in der Natur des Menschen und Wirtschafters, mit seiner Lage unzufrieden zu sein. Diese Unzufriedenheit schafft den Drang nach Abhilfe, nach Besserung der Lage. Aber entscheidend für die Art, wie diese Abhilfe gesucht wird, ist wiederum die Vorstellung von den Tatsachen, welche sie verursacht hat. Sieht man in der Notlage breiter Massen eine dem Willen derselben entrückte Gesetzmäßigkeit, welche nicht in erster Linie durch produktivere Gestaltung des Wirtschaftslebens behoben werden kann, sondern sich als Folge mangelhafter — d. h. unsozialer — Verteilung darstellt, so ist das Moment einer Behebung der Not durch Selbsthilfe oder durch ein Eintreten für produktionssteigernde Wirtschaftspolitik gering.[16]) Daher findet man als den Angelpunkt sozialistischer Theorien des 19. Jahrhunderts die sogenannten „Verelendungstheorien", sei es nun die Lohnfondstheorie, sei es das

„eherne Lohngesetz". Der Pessimismus gegenüber der bestehenden Wirtschaftsordnung wird nur durch die Hoffnung auf eine Revolutionierung derselben abgelöst. Als Bindeglied zwischen der revolutionären Idee und der auf bloßer Produktionssteigerung beharrenden Auffassung von der Volkswirtschaft schiebt sich die „soziale Reform" ein, welche die offensichtlichsten Mängel einer ungeregelten Verteilung des Einkommens und der Reinerträge durch sozialpolitische Maßnahmen zu beheben sucht. (Verein für Sozialpolitik. Kathedersozialismus.) Diese Richtung, zwar von bedeutsamen Einfluß auf den positiven Gang der Verteilung, erscheint als Zwittergeschöpf jener beiden Extreme von Produktivitätsideal und Verteilungsideal, die sich nicht miteinander aussöhnen lassen. Die Hoffnungen, durch sie zu einem wirklichen „sozialen Frieden" zu gelangen, sind seit den 90er Jahren vergeblich gewesen. Immerhin dient die soziale Reform in Deutschland einer Abschwächung des rein sozial-revolutionären Gedankens.

9. Wirkung dieser Unterscheidung auf die nationale Differenzierung des Volkscharakters.

Ist man sich einmal über diese zwei beherrschenden Auffassungen vom Wirtschaftsleben begrifflich klar, so wird man unschwer konstatieren können, daß sich Länder wie Amerika und England sehr wesentlich in ihrem wirtschaftlichen Volkscharakter von Deutschland unterscheiden.

Freilich ist es nicht angängig, die Ursachen hierfür in England und Amerika als gleichartig anzusehen. In England hat, wie schon gesagt, das religiöse Leben und

die spezifisch puritanische Wirtschaftsethik in der Frühzeit der modernen Wirtschaft das Ihrige zu der Voranstellung von Produktivitätsbegriffen beigetragen. Es ist zuweilen möglich, die betreffenden Gedankengänge bis in die Gegenwart hinein zu verfolgen. Der Puritanismus ist z. B. ein Feind der Armenunterstützung. Nach seinen Gedankengängen ist „Armut" ein Stigma göttlicher Ungnade und der Verworfenheit. Arbeitslosigkeit ist ihm identisch mit Faulheit. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen." Also: sind im eigentlichen Sinne nur Krüppel und Minderjährige der Armenpflege bedürftig. Dieser Gedankengang steht in einem Gegensatz zu den von katholischen Gedanken durchsetzten Maßnahmen vorpuritanischer Zeit in England, welche die Armenpflege als vornehme Pflicht des Staates auffaßte. Nur schwer hat man sich in England selbst in neuester Zeit zu der Ansicht der unverschuldeten Armut durchgerungen.[17]) Bei der Debatte über die staatliche Versicherung der Arbeitslosigkeit unmittelbar vor dem Weltkriege haben altkonservative Engländer mit dem Argument, daß solche Unterstützungen den Fleiß der Arbeiterschaft zu Grunde richteten, eine lebhafte, an die cromwellistisch-puritanische Ära erinnernde Propaganda getrieben. Heute, wo ein „Heer" von Arbeitslosen (ca. 1 200 000) in England vorhanden sind, hat Sir Alfred Mond, früherer Minister, von neuem die Frage aufgeworfen, ob nicht die dauernde Unterstützung das Selbstverantwortlichkeitsgefühl (gleich: Fleiß) im Arbeiter zu Grunde richte, ob man nicht an Stelle der „dole" (d. h. eines „Geschenkes") lieber die „subdidy", eine Unterstützung an Arbeitslose einstellende Unternehmer setzen solle? Schon das Wort „Geschenk" ist bezeichnend für die Art, wie man die Arbeitslosenunterstützung noch immer in bestimmten englischen Kreisen be-

trachtet, und es ist bezeichnend, daß man versuchen möchte, die produktiven Möglichkeiten einer solchen Unterstützung herauszuarbeiten. Freilich, wie schon einmal gesagt, muß vor einer einseitigen Überschätzung des Wirtschaftspuritanismus gewarnt werden. Es ist zu bedenken, daß neben ihm andere Strömungen im Sinne des Produktivitätsgedankens tätig waren und speziell in den Kinderjahren der englischen Wirtschaft, zu Ende des 18. Jahrhunderts. Es ist an den Einfluß der Natur- und Moralphilosophie zu erinnern, die beide in der Selbstverantwortung und Selbstbetätigung des Einzelnen, im gesunden Wettbewerb, im Auswirken des „reasonable selfinterest" etwas nicht nur vom Standpunkt der praktischen Wirtschaft, sondern auch vom Standpunkt der allgemeinen Ethik Wünschenswertes erblickten. Der Einfluß solcher Lehren zu einer Zeit, als philosophische Gedankengänge noch stärker in das „Volk" drangen als heute, ist auch heute noch im englischen Volk lebendig. Die Vorstellung, daß der Einzelne kraft seiner Veranlagung Höchstes erreichen könne und vor allem anstreben solle, diese optimistische, jeder Verteilungsanalytik fernstehende Lebensmaxime beherrscht noch die weitesten Kreise. Die Idee einer von Natur vorhandenen Ausgleichung liegt der eigentlichen Freihandelsidee des Engländers zugrunde, deren Pfeiler noch immer neben dem rein rechnerisch-wirtschaftlichen Momente (nur das zu produzieren, was man billiger als andere Länder produziert) darin besteht, daß man behördliche Einmischung in den freien Verkehr als verwerflich und „gegen die Natur" betrachtet. Wie denn überhaupt im Engländer die Achtung vor einem dunkel wirkenden, der Erkenntnis entzogenen Walten der Natur überaus stark ist, zum Teil gefördert durch die eigentlich und einzig englische Philosophie

von Hume bis Bentham ebenso wie vielleicht durch die Vorliebe zum Sport und der Abhärtung.

Für den Charakter der Nordamerikaner wird sich eine etwas andere Analyse der individualistisch-liberalen Wirtschaftsauffassung ergeben. Es ist selbstverständlich, daß auch hier der Puritanismus der Früh-Amerikaner zur Bildung des Freiheitsbegriffes und der damit zusammenhängenden Auffassung von der wirtschaftlichen Wohlstandsentwicklung beigetragen hat. Ebenso hat der Freiheitskampf der Amerikaner im 18. Jahrhundert und die Konstruktion der einzelstaatlichen Verfassungen die Idee der „independence" tief für alle Zeiten verankert.[18]) Aber man ginge fehl, wenn man nicht hier andere, materielle Momente mit in Betracht ziehen wollte. Es ist begreiflich, daß in jedem wirtschaftlichen Neuland, das sich mit solcher Macht und Schnelligkeit entwickelt, wie die USA sich im 19. Jahrhundert entwickelt haben, die Möglichkeit für den Einzelnen, sich aus der Masse der Vielen herauszuarbeiten, relativ groß ist. Nicht nur, daß diese Chance tatsächlich in einem viel stärkeren Grade besteht als in altentwickelten Kulturländern, sie wird auch in der Vorstellung der Bewohner dadurch gewaltig aufgebauscht, daß der Werdegang der Industriekapitäne von ihren ersten Anfängen als arme Einwanderer, Zeitungsausträger oder Arbeiter bis zu ihrem Millionen-Dollarbesitze in einer geradezu verblüffenden Weise im Volke popularisiert zu werden pflegt und in die Hoffnungen desselben eindringt. Gerade aber, weil im Neuland noch ein jeder hofft, es diesen vielleicht einmal gleichzutun können, werden diese „Glücklichen" zu beneideten und angestaunten „Heroen". Das Volk aber, das so empfindet, weiß, daß der Aufstieg zu solchen Stufen nur nach dem Prinzip des „survival of the fittest" möglich ist,

und so bildet sich ganz ohne die Notwendigkeit besonderer ethischer Fundierung der Respekt vor der Ellenbogenfreiheit, dem Wettbewerb, dem Erfolg des Einzelnen und der produktiven Leistung. Hinter den in solchem Lande vorherrschenden Zielen der Produktionssteigerung tritt das Prinzip der Verteilung weit zurück. Maßgebend ist freilich: daß tatsächlich jener industriell-kommerzielle Entfaltungsprozeß vor sich geht, daß die Hilfsquellen in reichstem Maße vorhanden und erschließbar sind, wie es in den Vereinigten Staaten von Amerika der Fall war. Wo eine neue Wirtschaft jenen Reichtum an Entwicklungsmöglichkeit von Natur nicht besitzt, vielmehr lediglich durch zollpolitische Maßnahmen anstrebt wie etwa in Australien, ist es sehr wohl möglich, daß die Verteilungsidee eine stärkere Betonung findet, wie sich dies aus der Sozialgesetzgebung Australiens und Neu-Seelands ergibt.[19]) Jedenfalls ist den materiellen Grundlagen des amerikanischen Produktivitätssinnes eine große Bedeutung einzuräumen. Hieraus erklärt sich denn auch, daß im sozialen Leben der Union von jener im Geschäftsleben hochgerühmten „Freiheit" oft genug wenig zu spüren ist. Die strengen Sittenvorschriften, die rigorose Art der Negerbehandlung, die bureaukratische Peinlichkeit bei der Handhabung von Zoll- und Einwanderungsgesetzen, die brutale Niederschreiung anderer Meinungen (siehe Dayton!), stehen in einem Gegensatz zu der englischen Praxis, die — zumindest vor dem Kriege — einen weitgehenden Liberalismus, eine starke Abneigung gegen alles Bureaukratische, eine prinzipielle Bereitschaft zur Anerkennung fremdländischer Eigentümlichkeiten (wenigstens im öffentlichen Leben) kannte. Aus dem Fehlen dieser Niederschläge des Individualismus auf das gesellschaftliche Leben Amerikas kann nur wieder ge-

folgert werden, daß den Amerikanern die Idee der persönlichen Freiheit mehr eine opportunistische, auf das rein Wirtschaftliche zugeschnittene Notwendigkeit ist als ein ethisches Prinzip. In England hingegen gehört der Glaube an die möglichste Entfaltung der Freiheit in jeder Richtung zur gesamten wirtschaftlichen Lebensauffassung. Zugeständnisse, die eine Bevormundung des Einzelnen, eine Bindung individueller Entschlußfähigkeit zugunsten einer Organisation bedeuten, werden als eine Abweichung von der Regel, häufig genug als notwendiges Übel aufgefaßt. Daher ist das Zustandekommen von Kartellen und Trusts in England, selbst dort, wo die Voraussetzungen wirtschaftlicher Art bestanden, nicht immer leicht gewesen, und die Arbeiterkoalitionen haben es lange genug und zum Teil heute noch verabscheut, in den volkswirtschaftlichen Verteilungsprozeß mit anderen Mitteln und Prinzipien einzugreifen wie diejenigen, welche jeder Berufsstand vertritt, wenn er sich interessentenmäßig zusammenschließt[20]). Die starke Stellung der konservativen Partei Englands erklärt sich daraus, daß sie es ist, welche heute die altenglischen, auf Freiheit des Einzelnen begründeten, in besonderer Betonung der Produktivität und Wohlstandsvermehrung wurzelnden wirtschaftlichen Weltanschauungen vertritt (oder zumindest zu vertreten vorgibt), während die liberale Partei — einst die Vorkämpferin dieser Postulate — sich durch Hinneigung zu sozialreformerischen Prinzipien eines Teiles dieser Position beraubt hat und heute ihre eigentlich „liberalen" Kampfziele nur dort gegen die Konservativen anwenden kann, wo es sich um die Bekämpfung imperialistischer Bestrebungen, von Schutzzöllen und chauvinistischer Außenpolitik handelt.

In Deutschland ist ebenso prägnant wie in England in breiten Schichten die liberal-individualistische Weltanschauung, der Gedanke einer Umformung der Wirtschaft durch rein verteilungsmäßige Gesichtspunkte von der Sozialdemokratie befürwortet worden. Dabei macht es nichts aus, ob es sich hier um die klassische Sozialdemokratie mit ihrem „Zukunftsstaate" oder um den „Revisionismus" eines Kautsky und Bernstein handelt. Denn beide unterscheiden sich wohl in den Mitteln und Systemen politischer Handhabung, jedoch nicht in der Grundauffassung, die soziale (Verteilungs-) Idee der Idee kapitalistischer Produktivität voranzustellen. Auch bleibt die für die Psyche des Wirtschaftsvolkes so wesentliche Unterstellung, daß der Wohlstand auf Grund der bestehenden Organisation „ungerecht" verteilt sei, bestehen, nur daß eben der Revisionismus reformierend, anstatt revolutionär vorzugehen trachtet. Das parteipolitische Outsidertum eines „Calver" oder „Schippel" zeigt sofort die Kluft zwischen den echten und unechten Sozialdemokraten, d. h. denen, welche den rein wirtschaftlichen Gesetzen einen breiten Einfluß in der Wirtschaftspolitik einräumen. Die Folgen dieser tief in die Volksmassen dringenden Wirtschaftsidee sind unverkennbar. Sie ist es in letzter Linie gewesen, welche bewirkt hat, daß die Revolution von 1918 ihre Haupttriebfedern nicht in dem Protest gegen verfassungsmäßige und gesetzliche Veilletäten fand, daß sie keine demokratische Revolution war — die sich unrevolutionärerer Mittel hätte bedienen können, um an ihr Ziel zu kommen —, sondern daß der Umsturz von dem Gedanken einer wirtschaftlichen Neuorganisation auf Grund sozialistischer Verteilungsprinzipien geleitet wurde. Daß schließlich in dieser Phase der deutschen Entwicklung nicht die Verteilungsidee, sondern doch

wiederum das alte wirtschaftliche System gesiegt hat, daß eine „kapitalistische Restauration" an Stelle der geplanten Sozialisierung oder Nationalisierung eintrat, ist ein Beweis dafür, daß die materiellen Verankerungen der bisherigen wirtschaftlichen Entfaltung Deutschlands stärker waren als die Stoßkraft der revolutionären Idee, was im Falle Rußlands nicht der Fall sein konnte, weil die industriell-kommerzielle Entwicklung des Zarenreiches auf weit künstlicheren und schwächeren Faktoren aufgebaut gewesen war als die der deutschen Wirtschaft. Das Versagen der sozialdemokratischen Regierung im Verwirklichen der von ihr ideal vertretenen Forderungen, der Druck der Friedensverträge auf den Wohlstand Deutschlands und den damit ausgelösten Zwang zur höchsten Produktions- und Arbeitsanstrengung, das Umsichgreifen der Begriffe „Wiederaufbau" und „neue Kapitalbildung" hat im deutschen Volke geradezu eine Reaktion der langjährigen Apathie gegenüber dem Produktivgedanken hervorgerufen, dem sich selbst sozialdemokratische Kreise nicht verschließen können. Es wird sich fragen, wie weit diese Verhältnisse eine grundlegende Umformung der Denkweise deutscher Arbeiter- und damit Volksmassen herbeiführen werden.

10. Eigenart der sozialistischen Einflüsse.

Man hat vielfach und nachdrücklichst der deutschen Sozialdemokratie wie dem deutschen Sozialismus den Vorwurf gemacht, daß sie sich durch ihre Vaterlandslosigkeit von der Gesinnung der Arbeiterschaft anderer Länder unterschieden. Der Ausdruck „Vaterlandslosigkeit" bedarf der Korrektur. Freilich ist dieser nicht damit Genüge getan, daß man darauf hinweist, daß auch der sozialistisch-deutsche Arbeiter an seinem

„Lande" hänge, Sinn für dessen Eigenart und Schönheiten habe, auch bereit gewesen sei, sein Blut für einen Zwangskrieg herzugeben, daß eben sein „Patriotentum" nur nicht an die Überkommenheiten traditioneller Einrichtungen, Vorschriften und Disziplin gebunden sei. Es ist gewiß ganz richtig, daß in diesem Sinne auch jeder sozialdemokratische Arbeiter ein guter Patriot sein kann. Aber diese Feststellung, die gerade häufig als Gegenbeweis für die behauptete internationale Einstellung der deutschen Arbeiterschaft gebracht worden ist[21]), erschöpft die Frage nicht. Gerade so wie ein jeder guter Katholik ein ausgezeichneter Deutscher sein kann, aber dennoch zuzugeben ist, daß er einen großen Teil seiner geistigen Regungen außerhalb der Grenzen seines Landes empfängt und mit einem gewissen Maß seiner Interessen stärker in Rom als im eigenen Lande verankert ist, so bedeutet die soziale Idee in ihrem Anspruch auf internationale Geltung und Anwendbarkeit und in ihrem Bestreben, sich international zugunsten der einzelnen Nationen durchzusetzen, zumindest eine starke Ablenkung von den engeren Fragen des rein Nationalen. Der Produktivitätsgedanke ist — von der begrifflichen Feststellung abgesehen — ohne weiteres an die nationalen Imponderabilien gebunden. Volkswirtschaftlich produktiv Denken heißt die gegebenen Vorbedingungen und Voraussetzungen des nationalen Territoriums berücksichtigen. Selbst der Freihandel und die Weltwirtschaftspolitik, die auf eine stärkere Arbeitsteilung zwischen den Ländern und eine immer stärkere Vermengung der Handelsbeziehungen zugeschnitten sind, bleiben im Grunde genommen streng national[22]), nur eben: daß sie den nationalen Wirtschaftsfortschritt durch eine Förderung des fortschreitenden Warenaustausches aller Nationen zu stei-

gern hoffen. Die „soziale Idee" hingegen ist ein Ideal, das — weil produktivitätsfeindlich oder zumindest produktivitätsfremd — die materiellen Vorbedingungen der nationalwirtschaftlichen Erzeugung ganz ausscheiden kann. Hierdurch unterscheidet sie sich von der ad hoc eingerichteten Arbeiterpolitik der einzelnen Länder. Mag man die sozialistische Idee als noch so „ideal" ansehen, sie entfernt sich eben, weil sie der gesamten „Menschheit" zu dienen hofft, vom Boden spezifischer Wirtschaftsverhältnisse und eben deshalb greift sie über den begrenzten Boden „volks"-wirtschaftlicher Möglichkeiten hinaus. Hierin liegt das „vaterlandslose" Element sozialistischer Denkweise, hierin muß es liegen, wenn diese folgerichtig sein will. Als Beispiel erinnere man sich an die Frage des internationalen Achtstundentages. Dieser selbst ist gewiß ein erstrebenswertes Ziel der internationalen Sozialpolitik. Allein, in weiten, sehr arbeiterfreundlichen Kreisen des deutschen Volkes (erinnert sei an Lujo Brentano, Bruno Rauecker[23]) ist man sich darüber klar geworden, daß in einer Zeit wirtschaftlicher Depression wie der heutigen, der Kapitalnot und der damit zusammenhängenden Schwierigkeit in der Anwendung technischer Neuerungen, welche sonst die bei verkürzter Arbeitszeit erhöhten Kosten der Erzeugung ausgleichen könnten, der Acht-Stunden-Tag vom Standpunkt der volkswirtschaftlichen Entwicklung höchst gefahrbringend sein muß. Der internationale Gewerkschaftsbund hingegen hat kein Mittel unversucht gelassen, um die deutschen Gewerkvereine zu einer Bewegung für den Acht-Stunden-Tag aufzurütteln und hat dabei erklärlicherweise eine Unterstützung in dem un-wirtschaftlichen Sinn der deutschen Arbeiterkreise gefunden, die in der Durchsetzung des Acht-Stunden-Tages in erster Linie

ein Gebot internationaler Sozialreform sehen und denselben nicht an den gegenwärtigen Erfordernissen gerade der deutschen Wirtschaft zu messen vermögen. Die englischen Arbeiter haben dagegen selbst gegen den, von Deutschland der pazifizierenden Wirkungen wegen angenommenen Dawes-Plan intrigiert, weil sie in den Sachlieferungen desselben eine Arbeitskonkurrenz gegen sich selbst erblicken, während ihr Eintreten für den Acht-Stunden-Tag in Deutschland nicht etwa — wie es bei unsern Sozialisten der Fall ist — von dem idealen Gesichtspunkt einer sozialen Uniformierung der Arbeitsbedingungen in der Welt diktiert wurde, sondern von dem deutlichen Wunsch, die englischen Arbeitsbedingungen nicht durch Arbeitsbedingungen anderer Länder sabotiert zu sehen.[24])

Das a-patriotische (nicht anti-patriotische!) Element im Sozialismus liegt also nicht und lag also nicht in der Bekämpfung des alten „Staates" — denn dieser ist nicht unbedingt das „Vaterland" und wird auch von demokratischen, nichtsozialistischen Gruppen bekämpft —, sondern in der Entfremdung des „volks"-wirtschaftlichen Gedankens durch eine Doktrin, die a) von dem Produktivitätsgedanken, der unbedingt zum Begriff des Volkswohlstandes gehört, abführt, b) einen wichtigen Bestandteil des Interesses für wirtschaftspolitische Fragen unter den Gesichtswinkel internationaler, sozialpolitischer Wünsche schiebt, ohne daß deren Verwirklichung „national"-„wirtschaftlich" erwünscht zu sein braucht.[25]) Der Kampf gegen eine Staatsform kann sich durchaus mit dem Begriff des Patriotismus decken, sonst wären weder Cromwell noch Mirabeau Patrioten gewesen. Aber die Verneinung der produktiven Erfordernisse einer Volkswirtschaft zugunsten irgendwelcher anderen Ideenrichtungen muß sich

unter dem volkswirtschaftlichen System, wie es heute besteht, stets als anti-„volks"-wirtschaftlich, also in diesem Sinne als unpatriotisch erweisen. Es ist bewundernswert, mit welchem scharfen Instinkt der englische Arbeiter immer wieder und wieder herausfindet, wo soziale Forderungen an diesem Grundpfeiler seines wirtschaftlichen Vaterlandes nagen, bewundernswert und ein Beweis seiner wirtschaftlichen Disziplin, daß er, sobald wirklich entscheidende wirtschaftliche Gefahren im Spiele sind, Opfer an seinem Interesse zu bringen vermag. Aber es ist eben hier immer noch der Gedanke englischer Reichtumsvermehrung entscheidender als der sozialer Verteilungsprinzipien. Und der Zeit einer starken Politisierung der Arbeiterbewegung — mit dem Höhepunkt einer Arbeiter-Regierung im Jahre 1924/25 — ist wiederum eine Periode gefolgt, die man als „back to the Unions" bezeichnet hat, was soviel bedeuten würde als eine erneute Betonung der rein interessemäßigen Organisation der Arbeiter innerhalb der bestehenden volkswirtschaftlichen Organisation an Stelle einer Umformung dieser selbst auf dem Wege politischer Machtentfaltung im Parlamente.[26])

11. Einflüsse verschiedener Agrarverfassungen.

Man wird mit Recht bei diesem Punkte unsrer Betrachtung daran erinnern, daß die Unterscheidung zwischen produktivistischen und verteilungsmäßigen Orientierungen des Volkscharakters nur auf einen bestimmten, wenn auch sehr wesentlichen, Sektor der Volkswirtschaft zutreffen kann, nämlich auf den industriellen Teil der Volkswirtschaft und zwar hier wiederum nur auf den, welcher von der kapitalistischen Organisation erfaßt ist. Erst da, wo sich Unternehmer-

tum einerseits und proletarisches Arbeitnehmertum auf der andern Seite herausgebildet haben, wird die geschilderte Unterschiedlichkeit der wirtschaftlichen Einstellung latent. Freilich auch für die im Handel Beschäftigten ist er von Bedeutung, wenigstens da, wo im Handel großkapitalistische Betriebsformen sich entwickelt haben, wie man ja aus der außerordentlichen Entwicklung des Koalitionswesens auch auf diesem Gebiete und seiner Hinneigung zur sozialdemokratischen Organisation (Allgemeinen Freien Angestelltenbundes — Afa) ohne weiteres ersehen kann. Dagegen ist in der Landwirtschaft das Bestehen des Sozialismus resp. sozialistischer Anschauungen von sehr verschiedenen Umständen abhängig. Vor allem von der Tatsache, ob die Betriebsentwicklung und die Entwicklung der Besitzgrößen ausgesprochen nach der kapitalistisch-großbetrieblichen Struktur hinneigt, also eine Masse proletarischer, d. h. in der Mehrzahl besitzloser Landarbeiter vorhanden ist, oder ob die Möglichkeit eines, wenn auch noch so geringen Eigenbesitzes die Nur-Verteilungs-Instinkte von vornherein zurückdrängt. Die Schwierigkeit, welche für die Sozialdemokratie bestand und noch besteht, mit ihrer Propaganda in die ländlichen Kreise einzudringen, beruht nicht nur auf dem natürlich ebenfalls zu berücksichtigenden Hindernis landrätlicher und sonstiger bürokratisch-feudalistischer Gegnerschaft, sondern vor allem auf dem Fehlen eines sichtbaren Ausdrucks von „Besitzenden" und „Nicht-Besitzenden", wie er industriellen und städtischen Wohnbezirken ohne weiteres das Gepräge gibt. Es ist daher von Agrarpolitikern mit sozialreformerischem Verständnis immer wieder betont worden, daß in einer kleinbetrieblichen Verfassung der Landwirtschaft ein Moment starker sozialer Pazi-

fizierung liege und in England haben Männer wie Lord Salisbury, Joseph Chamberlain, Jesse Collings mit dem Rufe "Three acres and a cow" wiederholt erklärt, daß es keinen besseren Schutz gegen den Sozialismus gebe als die Seßhaftmachung und Verselbständigung des Landarbeiters, wenigstens bis zu einem bestimmten Grade seines Daseins.[27]) Es ist nun ohne weiteres klar, daß hier die jeweilige Struktur der heutigen Agrarverfassung einen sehr verschiedenartigen Einfluß auf die volkscharaktereologische Struktur ausüben kann. Wäre der Zustand der deutschen Landwirtschaft etwa demjenigen der englischen vergleichbar, so würde das Gegengewicht gegenüber einer sozialistischen Denkweise von diesem Gebiete her nur gering sein. Denn die Abwanderung vom Lande — der „rural exodus" — ist in England seit dem Ende der siebziger Jahre so stark gewesen, die Landarbeiterschaft auf einen so geringen Prozentsatz der Gesamtarbeiterschaft herabgesunken, daß selbst wenn der Rest durch Hineinbeziehung in die selbständige Berufssphäre minder-sozialistisch dächte, dies nicht als irgendwie beachtliches Gegengewicht gegenüber einem anders denkenden Proletariat in den Städten zu bezeichnen wäre. In Deutschland dagegen ist die ganze landwirtschaftliche Betriebsverfassung eine andre wie in England. Bei uns haben sich weite Distrikte alteingesessener Bauernstämme erhalten, die in England schon seit den Tagen Thomas Morus' (zur Zeit der ersten großen Woll-Konjunktur: „die Schafe fraßen die Bauern", d. h. die großen Weidegüter verschlangen die kleinen Ackerbauern) immer geringer geworden sind, um zwischen dem Ende des 18. Jahrhunderts und etwa 1850 gänzlich zu verschwinden (Untergang des sogenannten yeoman), während in Deutschland der Schutz der Fürsten (Bauern-

schutz) sowie das klerikale System der Grundherrschaft (siehe Bayern) ein wesentliches Bollwerk gegenüber den ersten scharfen Angriffen des ländlichen Großkapitals auf den kleinen Besitzstand bildeten.[28]) Dazu kommt, daß in England schon frühzeitig die Verwandlung des freien Besitzers (free holders) in einen Pächter vor sich ging, so daß heute ganz allgemein das Pachtsystem herrscht. Dieses hat erwiesenermaßen die Eigenschaft, den Landwirt — ganz besonders da, wo das System kurzer Kündigungsfristen herrscht — dem Boden zu entfremden. Daher findet man in England heute lediglich die Scheidung in: Landwirte, die zwar als selbständige aber nicht bodenständige Wirtschafter kapitalistisch empfinden, und Landarbeitern, die dort, wo ihnen nicht ein Stückchen eigenes Land gehört, proletarisch orientiert sind, dagegen wird diese Kluft, die besonders groß ist, wo es sich um sogenannte "gentleman"-farmers handelt, nicht wie in vielen Bezirken des Deutschen Reiches oder etwa Österreichs, der Tschechoslowakei, aber auch skandinavischer Länder durch das Bestehen eines breit-bürgerlichen, selbst mitarbeitenden Bauerntums überbrückt, dem die Landarbeiterschaft — soweit sie überhaupt hier „Arbeiter" oder Taglöhner und nicht „Knecht" ist — soziologisch weit näher steht als dem groß-kapitalistisch empfindenden Pächter, der bald hier bald dort sein Gewerbe ausübt, lediglich den jeweiligen Chancen besserer Pachtbedingungen folgend, sich aber weder mit dem Boden noch den Menschen, die ihn von jeher bewohnt haben, in engerer Gemeinschaft fühlt. Wo solche ruralen Wirtschaftsgemeinschaften noch bestehen, wird natürlich die bloße Unterscheidung zwischen Wirtschaftern, welche im Sinne volkswirtschaftlicher Produktivität und solchen, welche im Sinne sozialer Verteilung denken,

nicht jene ausschließliche Bedeutung haben, wie dort, wo der Kapitalismus ohne Rücksicht auf die Tradition und bodenständige Gesellschaft den Produktionsprozeß in unternehmermäßige und rein arbeitsmäßige Funktionen zerschlagen hat.

12. Einfluß nicht-kapitalistischer Berufseigenschaften.

Was sich uns in der Agrarverfassung — im engeren Sinne Dorfgesellschaft — als einflußreich für die wirtschaftliche Psyche des Volkes zeigt, ist nichts weiter als ein gewisser Traditionalismus, welcher sich zwischen das rein-kapitalistische Unternehmertum und das rein-kapitalistische Proletarierwesen einschiebt. Dieser Traditionalismus ist ein Überbleibsel andrer Zeiten, aber darum je nach dem heute noch bestehenden Umfange seiner Einflußsphäre von weittragender Bedeutung für die Struktur des Volkscharakters. Das Unternehmertum modernen Stils und großkapitalistischen Charakters ist in seinem Erwerbsstreben auf „grenzenlose" Bereicherung gerichtet. Man hat oft genug betont, daß es für den Amerikaner — dessen Industrie- und Handelskapitäne der Prototyp dieses Kapitalisten sind, — gerade dieser Ehrgeiz des „Unendlichen" im Erwerbe ist, welcher ihn zu immer neuen Gründungen und Projekten treibt, weniger der zumeist lange vor Erreichung des Endziels befriedigte Drang luxuriösen Lebensbedürfnisses. Die moderne Entwicklung der industriellen, kommerziellen und bankmäßigen Organisation, welche ihren Höhepunkt in der Verschmelzung und Konzernierung vieler, zum Teil höchst heterogener Unternehmungen findet, bietet diesem Streben immer neue Nahrung. Der Typus Thyssen und Stinnes, Rockefeller oder Morgan tritt hier in einen Gegensatz zu dem früheren Groß-Unternehmer, dessen Fabrik oder Ge-

schäft zumeist Familiengeschäft war und schon aus diesem Grunde eine gewisse Gebundenheit zeigte, wie denn heute noch in England nicht zuletzt aus dieser Struktur der „Gesellschaften" heraus das Streben nach riesenhaften Konzernbildungen relativ weniger entwickelt ist als in Amerika oder Deutschland.[29]) Aber im Vergleich zu dem traditionell verankerten „Unternehmer", wie ihn etwa der kleine Gutsbesitzer oder Bauer darstellt, ist doch auch schon dieses Unternehmertum, das heute von den Trustmagnaten und „ganz Großen" überflügelt wird, mit seinem Reichtumsstreben von gewissen Grenzen losgelöst, die für den Kleinkapitalisten fortbestehen. Man hat mit Recht diese Grenze als durch das „standesgemäße Auskommen" gegeben bezeichnet. Der Bauer verlangt in der Regel nicht mehr, als daß es ihm zumindest nicht schlechter gehe, als seinen Vorfahren. Ebenso ist der Handwerker und Kleinhändler in erster Linie auf „Erhaltung" seiner Existenz bedacht, ganz im Gegensatz zum größeren Kapitalisten, den das Streben nach ungeahntem Aufstieg beseelt.

Das Bestehen eines breiten gewerblichen Mittelstandes in Deutschland, kann daher als ein Moment bezeichnet werden, das den Charakter des ganzen Wirtschaftsvolkes beeinflußt und zwar im Sinne der Abschwächung gegenüber den Prägungen des reinen Kapitalismus. In England gibt es keinen Mittelstand, wohl eine Mittelklasse. Mittelstand und Mittelklasse aber unterscheiden sich dadurch, daß die Mittelklasse in England lediglich ein gesellschaftlicher Name für die Schicht ist, welche sich zwischen den „oberen" Klassen und den Arbeitermassen einschiebt (eine Dreiteilung[30]) die in England immer wieder unter andern Bezeichnungen auftaucht), während man unter „Mittel-

stand" eine beruflich und wirtschaftlich homogene Schicht des Volkes versteht, welche gemeinsame wirtschaftliche und wirtschaftspolitische Zielsetzungen und Organisationen aufweist (Mittelstandsbewegung). Gerade hierdurch unterscheidet sich die soziologische Struktur Deutschlands von derjenigen Englands sehr wesentlich.

Nun wäre es verfehlt, in Deutschland das Bestehen des Mittelstandes lediglich in den bäuerlichen Betrieben und im Handwerkertum zu suchen. Zu erinnern ist an zwei weitere sehr wichtige, ebenfalls in erster Linie traditionell ausgerichtete Schichten: erstens an das Beamtentum und zweitens an die nach besonderen Merkmalen der Bildung (also wiederum nicht nach Vermögensbesitz oder Einkommensmerkmalen) zu charakterisierenden Schichten der freien Berufe und des Akademikertums. Beide Klassen stehen in einem unbestreitbaren Gegensatz zu dem bloßen „shop keeper"-Instinkte. Dessen Streben nach möglichst kontinuierlicher Verbesserung seines Einkommens im Sinne sprunghafter, kapitalistischer Vermehrung wird beim Beamten überdeckt von dem Streben nach einem — wohl sich erhöhenden, aber in festgelegten Grenzen (Gehalts-„Klasse") sich erhöhenden, vor allem aber für die ganze Berufszeit und selbst nachher in Form einer Pension sichergestellten Bezuge, also einem von vornherein feststehenden Wirtschaftserfolg, der das Streben nach „besonderen Gewinnen" ganz ausschließt. An Stelle der Befriedigung durch solche tritt in verstärktem Maße das Streben nach „Anerkennung durch andere" in Form von Titeln und Ehrungen. Dasselbe trifft für die akademischen Berufe zu und für die in Deutschland gewaltige Menge von Personen, die vor dem Beginn ihrer praktischen Lauf-

bahn einen akademischen Grad oder Titel erstreben. Das seit Jahrhunderten rege Universitätsleben Deutschlands, zu dem neuerdings das Hochschulwesen für Technik und Handel getreten ist, hat an die Stelle des „splendor" der Vermögens- und Einkommensziffern in breiten Schichten das Streben gesetzt, durch Bildungsgrad und Bildungserfolg einen „Rang" in der Gesellschaft zu erwerben, der nach deutschen Begriffen mehr ist als die Klassifizierung nach Einkommenstufen. Selbstverständlich bedeutet dieses Streben eine Zurückdrängung rein kapitalistischer Instinkte. Es setzt freilich voraus, daß die Erfolge dieses Strebens von der Gesellschaft gewertet werden. Dieses Moment wird sogleich in Berücksichtigung gezogen werden. Zunächst sei die Tatsache konstatiert, daß es in Deutschland einen Mittelstand gibt, dessen Merkmal nicht nur wie in England ein rein „gesellschaftliches" ist — nämlich Einkommensverhältnisse und Lebenshabitus, die sich zwischen Arbeiterschaft und „society" bewegen, sondern dessen Merkmal ist: daß er eine breite Schicht von Erwerbenden bildet, deren Wirtschaftsstreben und Wirtschaftsgeist durch traditionale, bureaukratische und bildungsgemäße Momente beeinflußt wird und sich dadurch von der Einheitsschicht der nur-kapitalistisch Denkenden abhebt.

13. Struktur der Gesellschaft und ihr Einfluß.

Die Bedeutung, welche jene Klassenbildung im öffentlichen Leben einnimmt, das Maß, in welchem sie entscheidend auf Wirtschaftsformungen und wirtschaftspolitische Strömungen einzuwirken vermag, hängt natürlich wesentlich von ihrer „gesellschaftlichen" Bewertung ab. Der Einfluß eines Professors ist in Deutschland ein anderer wie in England — Lord

Palmerston soll einmal Deutschland das Land der „damned professors" genannt haben! —, die Stellung des kleingewerblichen Mittelstandes in Deutschland anders wie in Amerika. Die Möglichkeit stark differenziert nebeneinander bestehender Klassen setzt voraus, daß die Angehörigen dieser Klassen nicht das Empfinden einer Abhängigkeit von den „höheren" Kreisen haben, sondern mit einem starken Selbstbewußtsein sich selbst gegenüber ausgestattet sind, aus dem sie ihre eigene Existenzberechtigung schöpfen.

Die englische „Gesellschaft", das typische Erzeugnis einer langen kapitalistischen und parlamentarischen Demokratie — hat die Eigentümlichkeit ganz eindeutig auf bestimmte Kreise, die sogenannten „höchsten" Kreise, Aristokratie, Plutokratie und vielleicht auf dem Land ein noch bestehendes Squiretum (kleiner Landedelmann) zugeschnitten zu sein. Für den Engländer ist der Aufbau der gesellschaftlichen Beziehungen gar nicht anders denkbar als hierarchisch. Diese Gesellschaftshierarchie steht in einem Gegensatz zu der absolut demokratischen Auffassung von den Freiheiten und der Gleichberechtigung aller Bürger. Gleichheit vor dem Gesetz, konfessionelle Toleranz, Achtung vor dem Ausländer, Freiheit der individuellen Anschauungen im öffentlichen Leben (keine Majestätsbeleidigung, aber auch selten Anlaß dazu, weil der König sich nicht „einmischt"), — das sind liberale Errungenschaften, die vereinheitlichend für das ganze Volk gelten. Aber um so abgeschlossener ist gegenüber diesem einheitlichen Nebeneinander aller Kreise, das Übereinander der „Gesellschaft" mit seiner stark ausgeprägten Differenzierung[31]). Man unterscheidet zwischen dem rechtlich-staatsrechtlichen Begriff des Bürgers (citizen) und seiner gesellschaftlichen Zugehörigkeit. Diese letz-

tere ist gewissermaßen eine „private" Sache. Und die „Gesellschaft" hat das Recht hierfür, ihre eigenen Regeln wie jeder Klub oder jeder Verein aufzustellen. Und genau so wie das freie Recht am Boden in England — die frühzeitige Beseitigung aller mittelalterlichen Verkaufsbeschränkungen — nicht etwa bewirkt hat, daß heute eine große Prozentzahl von Engländern Grundbesitzer sind, sondern im Gegenteil innerhalb dieses Rahmens der Rechtsfreiheit infolge der ökonomischen Verhältnisse tatsächlich ein im Vergleich zu anderen Ländern nur sehr geringer Prozentsatz von Personen Land „besitzt", so hat auch die starke Abgrenzung des Freiheitsbegriffes nach öffentlichen und privaten Gesichtspunkten dazu geführt, daß wohl in keinem europäischen Lande die „Gesellschaft" engherziger ist als in England[32]). Die Zugehörigkeit zu der „society" wird in der Regel durch nichts anderes bedingt als: erstens die Zugehörigkeit zu bestimmten traditionell anerkannten Familien adliger oder dem Adel nahestehender Art, und zweitens den Besitz von Vermögen und die damit gegebene Möglichkeit einer der „Gesellschaft" entsprechenden Lebensführung. Die Leistung im Berufe, eine hervorragende Stellung in Amt und Parlament gilt als gewiß vom öffentlichen Standpunkte höchst beachtenswerte Tatsache. Aber der Ministerposten sichert dem Inhaber noch keineswegs das Privileg, zur „Gesellschaft" zugelassen zu sein, die neuerworbene Lordschaft ändert nichts an dem gesellschaftlichen Stande des Betreffenden, wenn er zuvor anderen Kreisen angehörte, als denen, die zumeist den Lords zukommen. Eine Kenntlichmachung der „gesellschaftlichen Stellung" durch Orden, lange Titel erübrigt sich ebenso, wie es Offizieren untersagt ist in Gesellschaft in Uniform zu erscheinen. Es gibt keine Eti-

kettierung dort, wo allein die traditionelle Zugehörigkeit und der Lebenshabitus entscheidet. Die Folgen dieser Auffassung sind für die soziologische Struktur der englischen Gesellschaftsklassen von größter Bedeutung.

Bedenkt man, welchen Einfluß etwa in Deutschland „Beamtenkreise", „Professorenkreise" einnehmen, welche Bedeutung dem „gesellschaftlichen Ansehen" eines großen Künstlers oder Schriftstellers beigelegt wird, so begreift man ohne weiteres, weshalb sich in Deutschland ein Nebeneinander vieler verschiedener Gesellschaftssphären erhalten konnte. In England gibt es das Bestreben nach gesellschaftlicher Zugehörigkeit zu solchen Personen nicht. Man wird immer wieder erstaunt sein, wenn man in den wundervollen Memoiren Clara Schumanns liest, wie die alte Königin ihr nach einem Konzert, das nicht ohne ständiges Schwatzen verlaufen war, auf die Schulter klopft und sagt: „gut gemacht", so etwa wie man einen Boxchampion bewundert, und wie später der Musikerin gesagt wird, daß die Königin die „back-pipers" (schottische Dudelsackbläser) am meisten liebe. Dieser Vorgang ist charakteristisch. Der Künstler ist ein Berufsmensch. Er hat den künstlerischen Beruf. Es lohnt nicht, ihn vom gesellschaftlichen Standpunkte anders zu werten als alle anderen Berufsmenschen[33]). Er gehört, wenn er Bezahlung nimmt, überhaupt nicht zur „Gesellschaft". Er gehört in das öffentliche, das wirtschaftliche Leben. Das gesellschaftliche Leben ist einer anderen Richtschnur unterworfen.

Dieses englische Gesellschaftswesen hat dahin geführt, daß — wie in allen Hierarchien — das Streben aller Kreise nach möglichster Annäherung an die oberste Schicht das entscheidende wird. Masterman hat in seinem Buche „The condition of Eng-

land" meisterhaft beschrieben, wie die Mittelklasse in ihrem ganzen Lebensstil, von den prunkhaften Bezeichnungen ihrer kleinen Häuser bis zu dem Mädchen mit weißer Schürze und Häubchen alles nachäfft, was sie über das Wesen der „society" gehört und in sich aufgenommen hat.[34]) Diese gesellschaftliche Mimikri ist bezeichnend. Sie nimmt selbstverständlich den Boden der eigenen gesellschaftlichen und geselligen Selbstständigkeit. Die Wertungen kommen aus einer anderen Zone. Der Stolz geht nicht dahin, einer bestimmten Meisterinnung anzugehören, man hat nicht gehört, daß englische Schauspieler oder Regisseure den Professortitel oder Doktorgrad anstrebten (wiewohl sie zu Baronets gemacht werden) oder daß junge Leute mit einem Doktordiplom bessere Karriere machen, weil sie einer anderen Bildungsklasse zugerechnet werden. Es gibt kein Handwerkertum in England, das eifrigsten Wert auf die gesellschaftliche Beglaubigung seiner Tüchtigkeit legt, wie etwa in Bayern die Herren Gewerberäte, Geheime Gewerberäte oder Landesgewerberäte. Es ist vielleicht ein Vorteil für England gewesen, daß sich der wirtschaftliche Instinkt seines Volkes ganz frei von diesen gesellschaftlichen Bindungen entwickeln konnte. Denn es ist überall zu konstatieren, daß der Titel oder die staffelmäßige Einreihung in bestimmte Klassen, ganz abgesehen von allen Ungerechtigkeiten, den Möglichkeiten der „Protektion", der Korruption, des Anciennetätswesens usw., zu einer Erschlaffung der individuellen Leistung und Auslese führen kann (da, wo das Streben stärker auf das äußere Ziel, als auf den Wert der Leistung selbst gerichtet ist).

Immerhin sind auch die Vorzüge einer gesellschaftlichen Struktur, wie sie in Deutschland bestand und noch besteht, nicht zu vergessen. Es kann für ein Volk

sehr wohl von Vorteil sein, wenn seine Leistungen nicht ausschließlich vom Standpunkt des „Geschäftlichen" geschehen. Oder besser gesagt: wenn die Leistung für die Allgemeinheit nicht erst dann erfolgt, wenn sich eine leasure-class herausbildet, für die das Arbeiten ohne Verdienst erst wiederum ein verfeinertes Bedürfnis ist (denn die Zahl der Engländer, die aus dieser Verfassung heraus ihrem Lande unendlich nützen, sei es als Naturforscher, als Forschungsreisende, als private Sammler und Mäzene ist außerordentlich groß). Nicht umsonst preist man in der ganzen Welt den deutschen Arzt wegen seiner Ungeschäftlichkeit, nicht umsonst hat man vor dem Kriege in weiten Kreisen Englands (Lloyd George) Deutschland um sein arbeitsames, bescheidenes, opferwilliges Beamtentum beneidet, nicht umsonst haben sich deutsche Erfinder und Entdecker aus Geschäftsunkundigkeit und idealem Streben häufig um den finanziellen Löwenanteil ihrer Leistungen bringen lassen, nicht umsonst haben sich Scharen von „Assistenten" trotz niedriger Gehälter und wenig erfreulicher Arbeitsbedingungen in den Dienst großer physikalischer, chemischer und physiologischer Aufgaben gestellt. Mag im Deutschen der Sinn für wissenschaftliches Arbeiten „von Natur" besonders entwickelt sein, unzweifelhaft hat ihn die Struktur unserer Gesellschaftsgliederung mit ihrer starken Anerkennung geistiger und sittlicher Leistung bisher stark unterstützt und selbst in schwersten Zeiten gehalten.

14. Bedeutung wettbewerblicher und organisatorischer Eigenschaften.

Andererseits darf freilich nicht geleugnet werden, daß dieses Arbeiten um „Ehre" und „Titel", aber auch „Pensionsberechtigung" vielfach sehr unliebsame Fol-

gen auf die Elastizität des Wirtschaftscharakters ausüben kann, daß es eine große Zahl von Personen in der freien Entfaltungsmöglichkeit ihrer Kraft hindert und den Tüchtigeren zugunsten der Mittelmäßigen den Weg zu versperren vermag. Immerhin hat das bureaukratische Element im deutschen Volkscharakter gerade in der modernsten Entwicklung der Volkswirtschaft seine Bedeutung zeigen können. Denn es ist zu bedenken, daß auch der Gang der Wirtschaft zwischen Zeiten sehr prägnanter Entwicklung und Entfaltung der Kräfte und solchen stärkerer Intensivierung des Erreichten und einer wirksameren Ausnutzung des Wohlstandes durch verbesserte Organisation hin- und herschwankt. Zweifellos war die Zeit von etwa 1850 bis in die 80er Jahre hinein eine Epoche gewaltiger entwicklungsmäßiger Expansion, eine Ära bahnbrechendster Erfindungen und Entdeckungen, die jedoch vielfach noch auf dem Wege des empirischen Experimentes und der einfachen Ausprobung in der Praxis vor sich gingen. Diese Zeit sah die eigentliche Entwicklung des modernen Großbetriebes, die Anfänge der Betriebskombination, die Entstehung der eigentlich modernen Weltwirtschaft durch die Verbesserung, Verbilligung und Beschleunigung des Verkehrswesens und des Nachrichtenwesens. Unermeßliche Chancen taten sich für den Einzelnen auf, der diese Tendenzen und Neuerungen rechtzeitig erkannte und ausnutzte. Mit dieser Entwicklung Hand in Hand ging eine freiheitliche, ökonomisch-liberale Bewegung über Europa, die die Ellenbogenfreiheit des Individuums ebenso befürwortete (Manchester-Staat) wie den Freihandel im handelspolitischen Verkehr der Länder. Am deutlichsten freilich hebt sich der Werdegang dieser entwicklungsgewaltigen Epoche in den Vereinigten Staaten von

Amerika ab, wo sie den Typus des einzelnen Industrie- und Handelsmagnaten schafft, der mit Recht als „König" bezeichnet, eine geradezu beherrschende Stellung in seinem Wirtschaftsgebiet einnimmt. Man hat lange Zeit und oft genug hören können, daß die Machtstellung vieler von diesen Magnaten geschaffenen Industrien mit der Persönlichkeit ihrer Begründer und Beherrscher stehe und falle, so etwa der Petroleumtrust mit einem Rockefeller, der Stahltrust mit einem Carnegie, die Zuckerindustrie mit Herrn Havemeyer, die Schlachthausfabriken mit Armour usw. Es ist ein solcher Glaube angesichts der Bedeutung der Führertypen durchaus verständlich. Aber gerade so wie mit dem Tode Krupps oder des alten Rathenau, dessen Werke nicht „eingingen" und einzugehen brauchten, gerade so haben sich die großen amerikanischen Unternehmungen nach dem Ableben ihrer Begründer auf einer breiten Verwaltungsbasis vieler „Direktoren" weiter entwickelt und ihren Bestand und ihre Machtsphäre noch zu festigen vermocht. Dasselbe gilt etwa von den deutschen Großbanken, die an die Stelle der „Bleichröder", „Schwabach", „Hansemann", „Rotschild" usw. getreten sind und in deren Verwaltung nebeneinander eine Fülle von überragenden Köpfen arbeitet, ohne daß der führende Einzelstratege vermißt wird. Es hat sich eben an die Stelle des dynamischen Prozesses im Wirtschaftsleben zunächst einmal ein Konsolidierungsprozeß herausgebildet, für dessen Durchführung eine Fülle arbeitsamer, organisationsfähiger, eingliederungsbereiter, anpassungstüchtiger Persönlichkeiten benötigt wurden, die den ursprünglichen „Pionier" mit seinem überschauenden Geiste und seinen ausgesprochenen Führerqualitäten ersetzen mußten. Ebenso sind neben die unbestreitbar auch in den letzten Jahren sich rasch

vermehrenden Fortschritte technischer Art (die jedoch in sehr vielen Fällen mehr „Verbesserungen" als grundlegende Neuerungen waren) wirtschaftsorganisatorische Anforderungen getreten, die frühere Zeiten nicht kannten, dazu gehören: die Frage der Konzernbildung, der Kartell- und Trustbildung und der Syndizierung (erst seit dem Beginn der 90er Jahre akut werdend), sowie der Anschluß an große Finanzgruppen (das Problem der „Finanzierung", der Gesellschaftsform in der Industrie, an Stelle des weit einfacheren früheren, individuellen Anschlußsuchens an einen „Privatbankier", wenn man nicht überhaupt das für den Betrieb nötige Kapital selbst besaß), die viel komplizierter gewordene Arbeitsfrage und alle möglichen anderen Probleme, die erst mit dem Einsetzen von Riesenunternehmungen mit Gesellschaftsform aktuell geworden sind. Aus dieser veränderten Struktur der industriellen Wirtschaft ergaben sich die veränderten Anforderungen an den Besitzer. Nur noch der kleinere Fabrikant ist heute der Unternehmer von ehedem. Der heutige Großunternehmer, der in der Mehrzahl der Fälle Mitglied eines „Direktoriums" ist, kann sich nicht damit begnügen, seinen Fabrikationsprozeß zu kennen und durch sein technisches und kaufmännisches Büro den Ablauf von „Betrieb" und „Geschäft" besorgen zu lassen. Er ist verkettet mit der Gesamtorganisation seiner Industrie, ohne Rückhalt an der Großfinanz hilflos, verstrickt in die Fragen der Sozial- und Wirtschaftspolitik, der Verbands- und Zentralverbandsbildung, in denen seine Mitarbeit ebenso verlangt wird, wie sie dem Unternehmen selbst und seinen Interessen nottut. Man erwartet von seinem Unternehmen wohl ausgearbeitete Geschäftsberichte, Stellungnahme zu allen aktuellen Fragen, die wiederum auf die Bewer-

tung des Unternehmens beim „Publikum", der Börse, dem Handel einwirken sollen, unter Umständen weitausgreifende soziale Unterstützungswerke, — alles Dinge, welche eine frühere, nicht in die Form der Gesellschaft gekleidete Unternehmung nicht oder zumindest nicht in dem heutigen Ausmaß kannte. Der Unterschied zu früher wird ersichtlich: die Anforderungen an das rein Organisatorische treten stärker hervor, die Anforderungen an das Entfaltungsgemäße, auch das Wettbewerbliche, treten relativ zurück. Ein großer Konzern wie die deutsche Farbenfabrikation (Badische Anilin, Elberfelder, Höchster, Agfa) ist gewiß bezüglich des Wettbewerbproblems in einer bequemeren Lage als manche chemische Fabrik von Anno dazumal. Er beherrscht dank seiner besonderen Erzeugnisse die ausländischen Märkte fast monopolistisch und hat zur Beseitigung des inneren Wettbewerbes eine Verkaufsgemeinschaft gebildet, die einen großen Teil der eigentlichen Wettbewerbsprobleme ausscheidet. Aber gigantisch sind die organisatorischen Probleme, welche in diesem Konzern zum Austrag kommen. Die Anlage und Organisation der Laboratorien, die schon mehr den Versuchsstätten der größten Universitäten und Hochschulen gleichen und ein Heer von wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Angestellten nötig machen, die Angliederung verwandter Industriezweige an den ursprünglichen Kern des Unternehmens (die Farbenindustrie), wie etwa die Herstellung von Stickstoff in den gewaltigen Werken in Oppau, bei Merseburg usw., die gewaltige Organisation der Exportindustrie, all das bedingt einen organisatorischen Aufbau, dessen Schwierigkeiten die Behebung der rein wettbewerblichen Probleme wiederum mehr als ausgleichen. Aber diese or-

ganisatorischen Probleme bestehen, wo sie vorhanden sind, eben nicht mehr darin, den „Gegner" durch eine besondere Marke, ein besonderes Erzeugnis, besondere Schnelligkeit im Geschäftlichen aus „dem Felde zu schlagen", sondern darin: den Aufbau und Ausbau eines bestehenden, allen Wettbewerb von vornherein überragenden Unternehmens durch höchste Anspannung der finanziellen, wissenschaftlichen und organitorischen Mittel auf der Höhe zu erhalten. Welche Bedeutung gerade diese Momente für das Bestehen unserer Farbenindustrie haben und gehabt haben, zeigt die Tatsache, daß die Begründer der jungen erst im Weltkrieg entstandenen englischen Farbenindustrie aus dem Unternehmen derselben, der „British Dyes Corporation", vor einigen Jahren austraten, weil sie mit den vorhandenen wissenschaftlichen Hilfsquellen, sowie der ganzen Organisation der Laboratorien keinen Erfolg zu erzielen imstande waren.

Daß angesichts dieses eigenartigen, durch die modernste Entwicklung der Großindustrie gegebenen Hervortretens des Organisatorischen gegenüber dem Wettbewerblichen die deutsche Wirtschaftspsyche einen nicht unerheblichen Vorteil gehabt hat, ist ohne weiteres verständlich. Es ist in diesem Zusammenhange immer wieder von Interesse, an die Worte zu erinnern, die ein Kenner sowohl des englischen wie des deutschen Wesens, Viscount Haldane, einmal in einer seiner Universitätsreden gesprochen hat: „Der Engländer handelt der Vorstellung, der Deutsche dem Begriffe nach. Der Engländer hat weit weniger als der Deutsche einen abstrakten Plan im Kopfe, bevor er loslegt. Das ist die Folge des charakteristischen (!) englischen Individualismus, und die Erfahrung hat gelehrt, daß diese Veranlagung oft zu einer Kraftquelle für den Engländer

wird. Aber häufig wird sie auch zur Schwäche des Engländers“[35]). Und Lord Rosebery erklärte einmal in einer Rede, die er anläßlich der sozialpolitischen Regierungsprogramme hielt, daß die moderne Bureaukratisierung „den Charakter der Nation“ verändere.[36]) In dem Maße umgekehrt, wie die moderne Industrie, das moderne Kredit- und Handelsgeschäft auf das dem Bureaukratischen wenn auch nicht gleiche, so doch verwandte Organisieren und Verwalten den größten Wert legt, in dem Maße, wie heute gerade die systematische, wissenschaftliche, technologische Vorbildung für den Stab wie für die Spitze der großen Gesellschaften überaus bedeutsam ist, dem rein individuellen Können und der bloßen Ellenbogenstärke zumindest gleichgeordnet ist, hat die Hinneigung des Deutschen zur Gründlichkeit, Systematik, Gesetzmäßigkeit — in Verbindung mit der von Friedrich dem Großen ererbten Fähigkeit zum rein Verwaltungsmäßigen — an Wert für die Wirtschaft gewonnen.[37]) Auch hier zeigt es sich: daß die Beurteilung der Bedeutung des Volkscharakters für die Wirtschaftlichkeit eines Volkes nichts Feststehendes sein kann. Die Art, die Verfassung, der Gang der Wirtschaft heben je nachdem diese oder jene Eigenschaft als besonders brauchbar heraus oder verurteilen sie zur Schwäche.

15. Der weltwirtschaftliche Charakter der Völker.

Mit diesen Unterschieden speziell deutscher und englischer Klassenbildung und gesellschaftlicher Struktur hängt auch zum Teile die Verschiedenartigkeit zusammen, welche beide Völker in ihrer weltwirtschaftlichen Betätigung auszeichnet. Der Engländer bringt für die außenwirtschaftliche Betätigung den unbeding-

ten „Pionier"-Instinkt mit. Er will englisches Wesen, englische Sitten, englische Waren verpflanzen. Hierbei kommt ihm sein Sinn für Ellenbogenfreiheit, seine Gabe, durch Zähigkeit seinen Willen durchzusetzen zugute. Er ist der geborene Kolonisator. Daher stammen Englands außenwirtschaftliche Haupterfolge aus einer Zeit, in welcher das kolonisatorische Werk noch in den Anfängen (zumindest der kapitalistischen Ausbeutung) stand und dem praktischen Zugriff raschen Erfolg versprach. Der Deutsche hingegen war von vorneherein, da wo er auswanderte, darauf eingestellt, sich einem bereits bestehenden wirtschaftlichen Organismus einzugliedern. Er war — soweit man von einzelnen hervorragenden Führertypen, etwa Leuten wie Karl Schurz oder Henry Villard-Hilgard, absieht — ein Mittelstandsauswanderer, Bauer, Handwerker und darüber hinausgreifend Vermittler alter halb-wissenschaftlicher oder kunstgewerblicher Fertigkeiten an eine neue Welt. Er glich weit mehr den protestantisch-hugenottistischen „Immigranten" des 17. und 18. Jahrhunderts als dem Mann im Kaki oder dem Plantagenbesitzer mit wirklicher oder verkappter Sklavenarbeiterschaft. Heute hat dieser Auswanderungsprozeß mehr oder weniger sein Ende erreicht. Denn was die Welt an fremden Wirtschaftssubjekten heute benötigt ist der billige, ungelernte, proletarische Arbeiter, der als Handlanger in den arbeitsteiligen, mechanistischen Prozeß der Fabrik hineingezogen wird.[38]) Immerhin trägt noch heute der Auslands-Deutsche alter Provenienz den typischen Charakter des Mittelklassenmenschen. Er ist ein „Spießbürger" geblieben und aus diesem Grunde vielfach — besonders in der nordamerikanischen, anglisierten Welt — unbeliebt (weniger in Südamerika). Er hat einen Hang für den Lebenshabitus seiner Vorfahren

übrig behalten und dieser paßt vielfach durchaus nicht zu dem englischen Lebensstil der „neuen Welt". Wer Gelegenheit gehabt hat, deutsche Familien erster Generation und guter bürgerlicher Provenienz in den USA kennen zu lernen, wird bemerkt haben mit welcher Verachtung die Kinder solcher Familien ihre Eltern wegen ihrer „unamerikanischen" Gebräuche ansahen, so z. B. wenn „roher" Schinken gegessen wurde oder man ein „kaltes Abendbrot" anstatt des „dinner" einnahm oder dergleichen.

Heute aber hat sich dem „Kolonisator" und dem „Mittelstandsauswanderer" ein neuer Typus zugesellt, der den breitesten Raum einnimmt: der ausländische Kaufmann. Hier scheint der Deutsche eine neue Chance gefunden zu haben. Es ist von englischen amtlichen und nichtamtlichen Stellen wiederholt in den letzten Jahrzehnten festgestellt worden, daß der deutsche Kaufmann aus zwei Eigenschaften heraus dem englischen überlegen ist. Erstens: er spricht dank seiner besseren Schulbildung — seit etwa zwei Jahrzehnten dazu kommend: Handelshochschulbildung, die in England (Manchester, Birmingham, Leeds, Liverpool, London) weit später einsetzte als bei uns — zumeist die Sprache des Landes, in welchem er Geschäfte zu machen sucht. Zweitens versteht er, so wie der ihn beliefernde Fabrikant, sich dem Bedürfnis des auswärtigen Kunden anzupassen. Er versucht — z. B. in der Textilindustrie — Stoffe, Farben, Muster, Längen und Breiten nach dem Geschmack und Wunsch des ausländischen Käufers einzurichten, anstatt abzuwarten, daß dieser „seine" Waren nehme, wie sie sind. Dem Engländer liegt diese Anpassung aus verschiedenen Gründen nicht. Es ist ein Gemeinplatz, zu sagen, daß der Engländer „konservativ" sei. Damit ist diese

Schwierigkeit gegenüber der Anpassung nicht ohne weiteres erklärt. Denn der Engländer will und muß zu einem großen Teil konservativ sein. Das Traditionelle im Geschmack, das Beharrliche im Bedürfnis entspricht dem gesellschaftlichen Lebensstil weiter englischer Kreise, für die die Technik der Industrie im Inland zugeschnitten ist. Dem ganzen Begriff englisch-guter Arbeit entspricht die Vollkommenheit der Qualität (besonders wieder bei Textilien), während die Preisfrage an zweite Stelle rückt. Der Engländer findet sich daher schwer in eine Situation, welche vom Fabrikanten minder-guter, aber billiger Ware verlangt, die der Engländer vielleicht als „second class", als „Talmi" von der Hand weist. Die Struktur der Weltwirtschaft, wie sie heute ist, mit weiten Gebieten, die eine rasch abnutzbare, aber billige Ware einer teuren Qualitätsware vorziehen (in kolonialen und tropischen Gebieten war gewöhnlich das Gegenteil der Fall), setzt den Engländer gegenüber dem Deutschen, aber auch dem Japaner und Amerikaner in einen Nachteil. Mit der Verselbständigung kolonialer Gebiete zu eigenmächtigen Staaten ist auch die Möglichkeit, ihnen Waren aufzudrängen, der Notwendigkeit gewichen, sich ihrem Geschmacke schlechthin anzupassen. Die deutsche Anpassungsfähigkeit, die auf andern Gebieten häufig in eine unerfreuliche Servilität ausartet, findet hier den geeigneten Boden. Sie wird gefördert durch die methodische, systematische Hinlenkung der wirtschaftenden Subjekte auf die Erfordernisse des Welthandels, die an die Stelle der früher von dem Engländer gepflegten und damals genügenden kommerziellen Empirie und Selbstbestimmung tritt.

16. Eingesprengte Völkerteile und volksstämmige Differenzierung.

Das Problem der Differenzierung des Volkscharakters kann nicht erörtert werden, ohne daß der rein „völkischen" Unterschiedlichkeiten innerhalb eines und desselben Wirtschaftsstaates gedacht wird. Hier ist natürlich zweierlei zu unterscheiden. Erstens die Einsprengung von Volksteilen, die entweder ihrer Rasse oder ihrer Konfession oder ihrer früheren Nationalität nach entweder dauernd oder für eine gewisse Zeit in einen Gegensatz zu der Majorität der andern Volksgenossen, der „eigentlichen" Bevölkerung treten. Zweitens ist an Verschiedenheiten der Bevölkerung zu denken, welche nicht auf einen Zustrom oder eine Einsprengung solcher Volksteile beruhen, sondern innerhalb der eingesessenen, bodenständigen Bevölkerung eines Landes selbst gegeben sind. Dem Rassenforscher und Ethnographen eröffnet sich hier ein endloses Gebiet der Untersuchung, Analyse und Hypothesen. Dem Volkswirtschaftler genügt das Vorhandensein der Unterschiede selbst wegen ihrer Einwirkung auf das wirtschaftliche Handeln und die wirtschaftliche Mentalität.

Beim ersten Fall ist zweierlei denkbar. Daß die zuströmenden Massen den Charakter der bereits vorhandenen, vielleicht an sich homogenen Bevölkerung beeinflussen, ja unter Umständen wandeln. Unzweifelhaft haben die einwandernden Hugenotten im 17. Jahrhundert durch ihre Siedlungen und Städteverfassungen einen sehr bedeutsamen Einfluß auf den damaligen und damit auch den heutigen englischen Volkscharakter ausgeübt. Ebenso unzweifelhaft hat ein Teil der deutschen

Einwanderung Gebieten der Vereinigten Staaten — so vor allem dem mittleren Westen — ein Gepräge gegeben, das ihn heute noch sowohl von den alten Siedelungsgebieten der Engländer und Holländer wie aber auch von den Stätten der neueingewanderten Scharen von Süd- und Osteuropäern unterscheidet. Andererseits kann natürlich der Fall einer sehr raschen Aufsaugung der soziologischen Eigentümlichkeiten solcher Zuströme in den bereits vorhandenen Volkscharakter gegeben sein, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika die Amerikanisierung der modernen Einwandererscharen aus Süd- und Osteuropa auf Grund der primitiven Charakterverfassung dieser Immigranten weit leichter und konsequenter vor sich geht als etwa die Amerikanisierung des früheren deutschen oder überhaupt westeuropäischen Mittelstands-Einwanderers. Natürlich hängt die Frage, wie rasch und wie intensiv fremde Volksbestandteile in den neuen Volkskörper eingesogen werden, von der ganzen Eigenart dieses Volkskörpers selber ab. Je nach der Kraft und Wucht der in ihm vorhandenen wirtschaftlichen Strömungen zum Beispiel werden fremde Elemente sich anzupassen gezwungen sein, wie es denn die absolute Einheitlichkeit und Gesetzmäßigkeit des Wirtschaftslebens in den Vereinigten Staaten jedem new-comer ohne weiteres nahe legt, sich möglichst rasch diesen Verhältnissen zu unterwerfen.[39]) In England wiederum zwingt die vorhandene gesellschaftliche Etikette, die formale Einheitlichkeit des Geschäftslebens, zur Ablegung von Besonderheiten; daher haben sich hier von jeher die Juden rascher ihrer spezifischen Charakterzüge entäußert wie etwa in Rußland, wo sie — trotz aller Verfolgungen und Unterdrückungen — als ein wirtschaftlich überlegener Volksbestandteil ganzen Distrikten, Städten und Gewerbe-

zweigen ein soziologisches Gepräge aufzudrücken vermochten.

Was nun die differentiellen Eigentümlichkeiten innerhalb eines Volkes betrifft, welche nicht durch unmittelbare oder zumindest noch nachweisbar frische Einflüsse eingesprengter, aber sich über das ganze Land verteilender Fremd-Schichten hervorgerufen sind, sondern sich als Charakterzüge der bodenständig-erwachsenen, sich lokal-abgrenzenden Bevölkerung ergeben, so ist natürlich hier wiederum von Bedeutung, in welcher Weise und seit welcher Zeit die Einheitlichkeit der Staatsform und die Staatseinrichtungen jene Unterschiede, wenn auch nicht verwischt so doch durch eine Homogenität des einheitlichen „Volks-Gedankens" überbrückt haben. Es sei daran erinnert, wie gering im wirtschaftlichen Leben die Unterschiede und Gegensätze zwischen Schweizern der deutschen, französischen oder italienischen Sprach- und — was nie vergessen werden sollte — Sittengebiete in Erscheinung treten. Sie spielen für eine Differenzierung des schweizerischen „Volkscharakters" so gut wie keine Rolle. Ebenso wäre vielleicht ein Gegensatz zwischen England und Irland, in deren Kämpfen ja stets von irischer Seite die grundlegende Verschiedenheit der Volks-„Charaktere" betont zu werden pflegt, nie entstanden, wenn — wie in Belfast und den hochindustriellen Gebieten Irlands — eine einheitliche wirtschaftliche Basis für beide Länder vorhanden gewesen wäre. Wenigstens ist eine Abtrünnigkeit von Wales oder Schottland von England in neuerer Zeit nie mehr aus Gründen des „Sichnichtverstehens" in Frage gekommen, weil die wirtschaftlichen Bande jene Gebiete eng genug verschmolzen haben, um die nicht wegzuleugnenden soziologischen Unterschiede zwischen Engländern, Schotten und Wal-

lisern zu verwinden, was bei den Bewohnern der rein agrarischen Gebiete Irlands nicht der Fall war.

Es ist überhaupt daran zu erinnern, daß häufig genug die Gegensätzlichkeiten zwischen „Volks-Stämmen" auf rein materiell-wirtschaftlichem Gebiete liegen, während von den miteinander in Gegensatz Befindlichen die Eigenschaften des „Volkscharakters" verantwortlich gemacht werden. Zweifellos ist das überall der Fall, wo innerhalb eines Landes volksstämmige Ungleichheiten mit einer gegensätzlichen Struktur des wirtschaftlichen Lebens zusammenfallen. Der Süditaliener wird wenig Verständnis für die schon geschäftliche, unagrarische Art des Norditalieners haben. Die Bevölkerung Oberbayerns steht derjenigen Preußens schon deshalb in vielem verständnislos gegenüber, weil Oberbayern ein ausgesprochenes Agrar- und zwar kleinbetriebliches, traditioneller Wirtschaft entsprechendes Agrarland ist. Der ganze Lebensstil, — von der Sprache und dem persönlichen Lebenshabitus angefangen bis zu der verwaltungsmäßigen Exaktheit des Norddeutschen, entspricht nicht dem Bedürfnis dieser Volksschichten nach mehr oder weniger langsamer, traditioneller, aber auch unkonventioneller Abwicklung aller Lebensfragen. Man findet daher den „Preußen" unliebenswürdig, geschäftlich, nüchtern und eingebildet. Es wäre für einen soziologischen Geschichtsforscher ein dankbares Thema, zu untersuchen, ob man nicht stets in den wirtschaftlich rückständigen Volksstämmen resp. Staaten den aufkommenden Wirtschaftsmenschen modern-kapitalistischer Art als „kühl", „rücksichtslos", „nüchtern", ja „brutal" angesehen hat. Der Engländer hat sich jedenfalls in den Zeiten seines raschen Aufstieges im 18. und 19. Jahrhundert nicht gerade der „Beliebtheit" in

der Welt erfreut. Die Bezeichnung schon einer „nation of shopkeepers" deutet keine besonders ausgeprägte Hochschätzung an. Es ergibt sich ohne weiteres, daß Volksschichten, die beseelt sind von dem Triebe des Vorwärtskommens, des unbeschränkten Wettbewerbes, der Ellenbogenfreiheit und einer damit zusammenhängenden starken persönlichen Disziplin, die gerne andern aufoktroyiert wird, sich keiner besonderen Beliebtheit bei solchen Volksschichten erfreuen, deren Bestreben auf Erhaltung des Traditionellen, ohne Rücksicht auf das Tempo des allgemeinen Fortschrittes, und eines damit zusammenhängenden „bequemen" Lebenshabitus gerichtet ist. Wo die Vorbedingungen für den modern-wirtschaftlichen Fortschritt hingegen gegeben sind (man vergleiche zum Beispiel die Gegend um Nürnberg mit derjenigen Oberbayerns), pflegt man den zunächst überlegenen Konkurrenten wohl zu „beneiden" und ihm vielleicht manches zu mißgönnen, diese Gesinnung aber löst ohne weiteres einen gewissen Respekt vor der Leistung und damit das Streben aus, es ihr gleich zu tun, was beides selbstverständlich schließlich eine ganz andere Stellungnahme zu den Trägern des ursprünglichen Fortschrittes herbeiführen muß.

Daß in Deutschland sich die differentielle Eigenart der Volksschichten in einem besonderen „Partikularismus" erhalten hat, also sein Niederschlag nicht nur in Lebensauffassungen, Gewohnheiten und Sitten, sondern immer noch in der positiven Gestalt eines gesetzlichen und verwaltungsmäßigen, vor allem auch finanzobrigkeitlichen Streben nach Selbständigkeit und Sonderexistenz in Erscheinung tritt, liegt in erster Linie an der bundesstaatlichen Struktur des Deutschen Reiches, sowie an der jahrhundertelangen Struktur des

in einzelne selbständige Fürstentümer zersplitterten Organismus des alten Deutschlands. Höfewirtschaft und kleinstaatliche Beamtenverfassung haben alles getan, um die soziologische Zerklüftung innerhalb Deutschlands zu fördern. Der Kampf um die einzelstaatliche Briefmarke und den Anstrich des einzelstaatlichen Postkastens sind unwesentliche, aber typische Merkmale gerade dieser Richtung gewesen. Wenn in den Vereinigten Staaten die einzel-staatlichen Gesetze (man denke zum Beispiel an die verschiedenartigen Gesetze einzelner Staaten gegen die „industrial Combinations", die Trusts und Pools) nicht unwesentliche Differenzierungen des Verwaltungscharakters und damit auch der Wirtschaftspolitik einzelner Gebiete hervorrufen, so ist doch das Wesen derselben weit mehr durch wirtschaftlich-differenzierte Verhältnisse dieser Staaten hervorgerufen als durch das Streben, sich von der einheitlichen Wirtschaftsgesetzgebung und Politik Washingtons bewußt abzusondern. Vor allem fehlt das Moment eines „traditionellen" Anspruchs auf Eigenbrötelei aus historischen und gewohnheitsmäßigen Ansprüchen und Ehrbegriffen heraus. Man versucht lediglich, die besonderen Verhältnisse dieses mit so verschiedenartigen und gegensätzlichen Verhältnissen gesegneten wirtschaftlichen „Erdteils", soweit es die einzelstaatliche Befugnis gestattet, einer besonderen Regelung zu unterwerfen. Dabei fühlt sich der Staat Tenessee oder Minnesota keineswegs als Vertreter eines besonderen völkischen „Wesens", das gegenüber dem Zentrum in Washington als besonderer „volksstämmiger Charakterzug" erhalten bleiben müsse. Es wird lediglich eine Anpassung an die lokal-verschiedenen Verhältnisse angestrebt. Dies hat mit „Partikularismus" wenig gemeinsam. Es ist mit dem was man heute wieder ein-

mal in Deutschland als einzelstaatliche „Belange" bezeichnet, nicht zu vergleichen. Denn deren Ansprüche werden fast stets aus der besonderen soziologischen und volkscharaktermäßigen Eigenart der Einzelstaaten hergeleitet.

17. Städtekultur und Provinzialismus.

Eine mit dieser partikularistischen Differenzierung wohl zusammenhängende und teilweise durch sie bedingte Unterschiedlichkeit ergibt sich aus der „provinziellen" Zerklüftung einer Bevölkerung. Es ist für ein Land nicht unwesentlich, ob sich sein gesellschaftliches und kulturelles Leben ausschließlich an einen Zentralpunkt — die Metropolis — gebunden hat, oder ob auch hier eine starke Dezentralisierung vorhanden ist. Es ist nicht uncharakteristisch, daß man im Jahre 1921 in „Greater London" 7,47 Millionen Menschen von einer Gesamtbevölkerung von 42,9 Millionen Menschen in England, Schottland und Wales zählte, während nach der deutschen Zählung von 1910 von fast 65 Millionen Einwohnern „nur" 3 Millionen auf die Stadt Berlin nebst Vororten fielen. In England war also fast jeder sechste Mensch ein Londoner. In Deutschland noch nicht einmal jeder zwanzigste ein Berliner.

Aber nicht auf die Zersplitterung einer Bevölkerung auf Hauptstadt einerseits, große und kleinere Städte andererseits, kommt es hier an. Wichtiger ist der soziologische Aspekt der Angelegenheit, wenn man verstehen will, was die Provinzialisierung der Bevölkerung hier oder dort bedeutet. In keinem der großen Industrieländer hat sich die provinziale Eigenexistenz wohl weniger erhalten wie in Frankreich; Paris hatte im Jahre 1921 fast 3 Millionen Einwohner von im ganzen 39 Millionen, aber neben ihm

gab es nur zwei Städte mit über 500 000, Marseille und Lyon, während man in Deutschland im Jahre 1910 nicht weniger als sechs Städte mit über 500 000 Einwohnern und vier Städte mit über 300 000 Einwohnern zählte, während Frankreich Städte mit 3—500 000 Einwohnern überhaupt nicht aufwies! Aber wiederum: nicht das Statistische ist entscheidend. Paris „c'est la France", — weil in der Tat der entscheidende, alles überstrahlende Brennpunkt des gesamten öffentlichen Lebens in Paris liegt. In England hat immerhin der Einfluß sehr wichtiger Nicht-Londoner Wirtschaftszentren dem wirtschaftspolitischen Charakter des Unternehmertums ein gewisses Gepräge gegeben. So wird zum Beispiel noch heute Manchester als das Zentrum einer stark liberalistischen-freihändlerisch-liberalen Wirtschaftsgesinnung angesehen, weil sich dieses Textilzentrum von jeher besonders stark an die Weltwirtschaft anlehnen zu müssen glaubte (Manchestertum. — „What Manchester thinks to day, the world thinks to-morrow", ist ein altes Sprichwort). Andererseits „empfindet" die Londoner City bekanntlich stark „konservativ", weil es eine beliebte Eigenart des Bankiers ist, dem Traditionellen eine gewisse Verehrung entgegenzubringen, und sich in diesem Berufe weit mehr als innerhalb des Großgewerbes eine gewisse „Aristokratie" herauszubilden pflegt, deren ganzes gesellschaftliches Empfinden und Bestreben, sich der ersten, immer noch aristokratischen Gesellschaft anzugliedern, zum Toryismus drängt.

Aber jedenfalls hat vom soziologischen Standpunkt aus Deutschland den Vorrang unter den Ländern, in welchen die provinziale Selbständigkeit heute noch vorhanden ist. Wenn man englische Großstädte — etwa Leeds, Sheffield, Liverpool, Birmingham, Glasgow — bereist, wird man

erstaunt sein über den Mangel eigenen kulturellen Lebens. Schon die Lektüre der Zeitungen bietet den Beweis einer erstaunlichen Abhängigkeit von London. Man hat hierfür nicht etwa das Geschick Lord Northcliffes oder seines Zeitungstrusts verantwortlich zu machen. Denn daß der englische Provinzler gezwungen ist, in einer Zeitung dasselbe zu lesen, was er unter anderem Zeitungsnamen in Londoner Blättern lesen kann, ist nicht die Schuld des Zeitungsmagnaten, sondern des englischen Lesers selbst. Jedes Volk hat die Presse, die es wünscht. Von irgendeinem provinziellem Organ der Güte und Selbständigkeit etwa der Frankfurter Zeitung, der Kölnischen Zeitung und vieler in Deutschland existierender Blätter großer und mittelgroßer Provinzstädte kann in England keine Rede sein, obschon der Manchester Guardian eine Ausnahme von der Regel macht. Das Gleiche gilt für andere Gebiete des provinzialen Lebens. Es gibt in England, aber auch nicht in Amerika: „Universitätsstädte". Es gibt keine Städte, die wie Heidelberg oder Bonn, Freiburg oder Jena, Göttingen oder Würzburg kleine Zentren eines geistigen Lebens sind, bei welchem die Begriffe „Hauptstadt" oder „Kleinstadt" völlig ausscheiden, weil es sich um Stätten handelt, für welche das Kulturmilieu das Entscheidende ist. Die Ausläufer dieser geistigen Zentren in das allgemeine Gesellschaftsleben sind in England gewissermaßen abgeschnitten, weil die Universitäten kaserniert sind. Sie bilden, wie Cambridge oder Oxford, dem übrigen Leben des Landes gegenüber geistige Inseln, der Einfluß akademischer Gesellschaft beschränkt sich auf die klösterliche Abgeschiedenheit der Lehrstätte selbst, ohne irgendwie auf die Bevölkerung einer Stadt überzugreifen. Nur beim Sportlichen stehen diese Universitäten in einem engeren Kontakt mit den

übrigen Gesellschaftsklassen des Landes. Dasselbe gilt für das Fehlen der „Kunststädte". Es gibt Städte in Deutschland genug, denen die künstlerische Betätigung, sei es in Akademien, sei es auf Grund freier gesellschaftlicher Organisationen der zusammengehörigen Künstler selbst, sei es auf Grund von eigens geschaffenen städtischen oder staatlichen Einrichtungen, den Namen der „Künstlerstadt" anheftet. München und Weimar sind auch hier nur besonders prägnante Beispiele. Es gibt kaum eine deutsche Großstadt, sei es nun Köln oder Frankfurt a.M., Stuttgart und selbst die ihrem wirtschaftlichen und soziologischen Gepräge nach den Engländern nächststehenden Hansastädte, deren Bestreben es nicht wäre, durch eine eigene, möglichst individuelle Pflege der Kunst den Charakter der „Kultur"-Stadt zu pflegen. Ausstellungen, regelmäßige Tagungen größerer Vereine und Gesellschaften, Begründung besonderer Kunst- und Bildungsstätten (Prinz-Regententheater, Deutsches Museum in München z. B.) tragen zu dieser Prägung provinziellen Kulturlebens in Deutschland bei.

Die Folge ist, daß die kulturell hochstehende deutsche Klein- und Mittelstadt mit ihrem Theater, ihren lokalen Museen (deren eigene Sammelrichtung bemerkenswert zu sein pflegt, vgl. z. B. das, was Mannheim, Heidelberg, Würzburg in dieser Beziehung aufweisen), ihren musikalischen Veranstaltungen (Bonn z. B.), ihren Theaterleistungen (Nürnberg, Intimes Theater, Weimar, Düsseldorf), ihrem engen Kontakt zu akademischen, juristischen und literarischen Kreisen (s. o. Universitätsstädte, es gibt deren 11 mit weniger als 300 000 Einwohnern) eine starke Anziehungskraft auf Personen ausübt, welche sonst vielleicht in Großstädten oder zumindest als „Suburbane" (surburbans) um Großstädte

herum leben würden. Der Zustrom, welchen die deutsche Provinzstadt aus diesen, gerade vom Bildungswert her wertvollen Elementen zieht, ist beträchtlich. Da die Klein- und Mittelstadt in Deutschland gewöhnlich Gelegenheit bietet, sich einigermaßen „ländlich", jedenfalls nicht unbedingt in Mietskasernen, sondern in kleinen Villen anzusiedeln, so ersetzt sie hierin das, was dem Londoner die „country" ist, wenn er sie als sommerlichen oder „week-end"-Erholungsplatz benutzt. Dieses „Provinztum" der höheren englischen Kreise ist immer nur ein sporadisches Sichloslösen von „London", während der Wohnsitz der mittelvermöglichen Kreise Deutschlands, die sich vor dem Kriege massenhaft in kleinere und mittlere Städte „zurückzogen" und die immer sehr wesentlich zu dem kulturellen Fortschritt in solchen Städten beitrugen, geradezu in einem soziologischen Gegensatz zu dem Wohnen in der Hauptstadt oder der „großen" Stadt überhaupt gestanden hat. Alles in allem: wenn auch wiederum von der Zentralisierung abzweigend ist die provinziale Kultur des Deutschen ein wesentlicher Träger und Präger seines Lebensstiles.

18. Art und Grad künstlerischer Einflüsse auf das Wirtschaftsleben.

Die letzten unserer Betrachtungen haben wiederholt und wohl kaum zufällig Gebiete des höheren kulturellen Lebens und der Kunst gestreift, soweit sie den soziologischen Charakter des Volkes mit beeinflussen. Andererseits haben wir schon zu Anfang unserer, die Differenzierung der Volkscharaktere behandelnden Abschnitte darauf hingewiesen, daß die wirtschaftliche Einstellung eines Volkes in scharfer Wechselwirkung und dabei geradezu in einem Konflikt zu der kul-

turellen Betätigung geraten kann. Religiöse Strömungen, die gewißlich vom Standpunkt kultureller Geistigkeit hochzuwerten sind, können eine starke Ablenkung vom Wirtschaftlichen bedeuten, was z. B. vom Katholizismus gegenüber dem Protestantismus ohne weiteres feststeht. Dabei wiegt unter Umständen das höhere geistige und sittliche Allgemeinniveau eines Volkes, das durch solche Strömungen erreicht wird, die Bedeutung der „Ablenkung" von den akuten und materiellen wirtschaftlichen Erfordernissen nicht auf. Der Kommunismus russisch-sowjetistischen Prototyps ist gewiß nicht der Ausdruck einer unüberlegt-anarchistischen politischen Geistigkeit, sondern das Resultat einer Verarbeitung und eines Durchdenkens von Ideen, wie sie — ohne verwirklicht worden zu sein — in früheren Utopien und „Idealstaats"-Theorien oft genug zum Ausdruck gebracht worden sind und heute noch ihren Rang in der staatspolitischen Historie und Rechtsphilosophie einnehmen. Aber die Hinneigung zu diesen Ideen hat den russischen Wirtschaftspolitiker von der Rücksichtnahme auf den tatsächlichen Stand und Bedürfnisgrad der russischen Wirtschaft so völlig abgelenkt, daß ihre Verwirklichung den Bau derselben zerstört hat. Das Gleiche konnte von der „Verteilungstheorie" der Sozialdemokratie konstatiert werden. In gemildertem Maße gilt dies nun auch von dem gesamten geistigen und künstlerischen Leben eines Volkes.

In England ist von den Puritanern, d. h. hier: von den neukalvinistischen Sekten mit ausgeprägter Wirtschaftsethik die Beschäftigung mit der Kunst ständig abgeschreckt worden. Sie galt als unter Umständen gefährliche Ablenkung vom Wirtschaftlichen.[40]) Dies mag zunächst in Rücksicht auf laszive und sittengefährende Kunstdarbietungen geschehen sein, ging aber

später ganz allgemein in den ethischen Zug der Neukonformisten über. Die Stellung des englischen Volkes zur Kunst wird dadurch gekennzeichnet, daß man in künstlerischen Darbietungen in erster Linie eine Tätigkeit sieht, die von den Mühen und Sorgen des geschäftlichen Lebens ablenken soll. Sie ist eine gesellige Funktion des gesellschaftlichen Lebens. Der Begriff des „Selbstzweckes" der Kunst ist dem englischen Volksempfinden fremd. Auch der Begriff der „brotlosen Kunst" ist ihm unverständlich. Kunst ist zum Zweck der „recreation" da, sie soll ferner der Verbreitung der Gedanken der Sittlichkeit und den ethischen Lebenszielen dienen. Daher findet man, daß — besonders in neuerer Zeit — dem Bühnenleben Englands alles Problematische, in das individuelle Schicksalsdrama Hineinleuchtende fehlt. Man findet, wenn man den Theaterzettel einer Londoner Zeitung durchblättert, unter den ca. 20—30 Theatern höchstens 1—2 im deutschen Sinne künstlerisch ernsthafte Stücke. Ansonsten außer Operetten, Revuen und Possen das leichte, seichte Lustspiel, dessen Pointe in der Karrikatur des gesellschaftlichen Lebens wurzelt. Bernard Shaw hat sich zuerst in Deutschland durchgesetzt, dann in einem kleinen Londoner „Repertoire"-Theater. Und selbst ihn würde man nach deutschen Begriffen und vor allem im Hinblick auf seine ersten Stücke nicht gerade zu den literarischen Dramatikern rechnen. Dem Zweck der Erbauung und des Ausruhens entspricht es logischerweise, daß das Publikum — vom Kitzel seiner Sensationslust abgesehen — vor tieferen Erschütterungen bewahrt bleibe. Das „happy end" ist sowohl das englische wie das amerikanische Gebot der Theaterstücke. Deutsche Filme haben vielfach wegen ihrer dramatischen Ausgänge auf dem englischen Markt keinen Absatz ge-

funden; bei der ersten Aufführung von „Nora" mußte das Ende dahin geändert werden, daß die Heldin „der Kinder wegen" die Türe nicht endgültig zuschlägt, sondern zu dem Gatten „zurückkehrt". Die ethische Linie wird unbedingt im Theater, wie vor allem auch im amerikanischen Filme, der ein höchst interessantes Spiegelbild der volkscharaktereologischen Soziologie sein kann und auch späteren Zeiten sein wird, durchgehalten. Die Typen des „Guten" und des „Bösen", des „Intriganten" und „vertrauensvoll Gutgläubigen", des „leichtsinnigen" und des „braven" Mädels, von denen die eine untergeht, die andere von der kleinen Ladnerin zur reichen Dame der Fifth-Avenue aufrückt, sind fester Bestand sowohl englischer wie amerikanischer „kurzer Geschichten", Romane, Theaterstücke und großer Filme. Das Volk will sein Bewußtsein der Rechtschaffenheit beglaubigt sehen. Bei aller den Engländern nicht versagter Frivolität und Ausschweifungslust bricht die Darstellung des „Schlechten" auf der Bühne oder in der Literatur da ab, wo es mit dem Maßstab literarisch-philosophischer Einstellung gewertet in einen Gegensatz zu dem festgelegten Sittenkodex treten könnte. Das „Schlechte" in der Darstellung der Kunst ist überhaupt nur denkbar als Spiegel des Guten. Das Kunstwerk als solches entscheidet nicht und vermag nicht über das staatserhaltende Pharisäertum zu siegen. Englische Richter sind stolz darauf, daß Wildes „Salome" noch keine Aufführung auf britischem Boden erlebte. Die Literatur eines Maupassant oder Flaubert, H. H. Ewers oder Schnitzler wäre in England undenkbar. Die Kunst ist der allgemeinen Ethik untergeordnet, die hier nicht in erster Linie in polizeilichen Verboten oder gerichtlichen Austragungen gegen Künstler oder Verleger zum Ausdruck kommt, sondern

weit stärker als durch diese ihren Schutz in der allgemeinen Einstellung des Volkes findet, welche einfach eine nicht mit den Grundfesten englischer Ethik übereinstimmende Kunstbetätigung ablehnt. Vielleicht vom Standpunkt der Staatspolitik ein Symptom und ein Vorteil der Geschlossenheit. Sicherlich auch bedeutsam vom Standpunkt der Wirtschaftlichkeit, da wie gesagt, der ablenkende Charakter des künstlerischen Denkens nicht mehr störend ins Gewicht fällt.

Der Unterschied zu Deutschland ist ersichtlich. Jede nicht-wirtschaftliche Betätigung, die einen Selbstzweck in sich trägt — wie Religion oder Politik — also auch die Kunst, wirkt vom Standpunkt wirtschaftlicher Einheit und Ausschließlichkeit störend. Daß sie als differenzierendes Kulturmoment im Volkscharakter wertvoll sein kann, zeigt die früher besprochene Eigenart des deutschen Kulturlebens, wie es sich in den kleineren und mittleren Städten abspielt, wie es den deutschen Mittelstand mit seinen starken Bedürfnissen nach Bildung und Kunstgenuß von der englischen „middleclass" unterscheidet. „Schickt keinen Poeten nach London!" ruft Heinrich Heine in seinen Reisebildern aus. Man könnte ebenso sagen: „London bedarf keines Poeten!"

19. Die Geistigkeit als differenzierendes Moment.

Der einzige Engländer, welcher dem tiefgehenden Unterschied in der Art des Deutschen, den Dingen „näher" zu kommen, bisher eine wirklich ernsthafte Beachtung geschenkt hat, ist Mathew Arnold gewesen. Man muß sein Buch „Friendships Garland" lesen[41]), in welchem er den Engländern in Gestalt eines fingierten Deutschen eine Predigt über „Geist" hält. „...in Ihnen", so läßt er seinen „Arminus" sagen, „ist

kein Ernst, der ins Ganze geht". Sie picken nur an der Außenseite der Probleme. Sie lassen ihren Verstand die Probleme nicht bearbeiten. Sie bilden sich vielmehr ein, daß dieselben sich ohne Verstand (mind) lösen, wenn sie nur dabei bleiben Flaschen zu fabrizieren (dies soll ein Beispiel für eine rein kommerzielle Betätigung sein, auf die im Laufe der Satire zurückgegriffen wird), jeden möglichst tun lassen, was ihm beliebt und sich dann mit lauter Stimme zu ihrem eigenen Erfolg gratulieren. Eine sich selbstverwaltende Gemeinschaft ist sicherlich ein Ideal. Es hängt aber davon ab, wie diese sich selbstverwaltende Gemeinschaft aussieht. Wenn eine solche Gemeinschaft den Glauben an „Geist" hat, ja, — hat sie ihn nicht, nein. „Das Erfordernis der Durchgeistigung" an Stelle des sich Zufriedengebens mit gewissen materiellen und formalen Erfolgen (z. B. des Reichtums oder der Demokratie als bloßer Herrschaft der Massen, die für ihn undurchgeistigt sind) hat Mathew Arnold in seiner klassischen Schrift „Culture and Anarchy" näher begründet und zwar speziell in dem Abschnitt, in welchem er das, was er „Hebraismus" nennt, dem „Hellenismus" gegenübersetzt. Sehr viel später als Mathew Arnold diese Schrift schrieb, ist die Affinität des Engländertums mit dem Judentum, deren historische Verbindungslinie in der Zeit um Cromwell liegt[42]), von der sozialwissenschaftlichen Forschung entdeckt worden, insbesondere die Verwandtschaft in den Anschauungen der jüdischen Religion und der für den englischen Wirtschaftscharakter so überaus wichtigen ethischen Verfassung des Neu-Calvinismus.[43]) Mathew Arnold erkannte[44]) ohne einen besonderen Apparat von Beweisstücken besonders historischer Art den gleichen Grund der jüdischen und der englischen Sittlichkeit und stellte beide dem „Hellenismus"

gegenüber: „Die höchste Idee des Hellenismus ist, die Dinge so zu sehen, wie sie sind. Die höchste Idee des Hebraismus ist Lebensführung und Gehorsam. Nichts kann diese grundlegende Verschiedenheit verwischen. Die Griechen plagen sich mit dem Körper und seinen Begierden, weil sie das richtige Denken verhindern; die Sorge der Juden ist, daß die Begierden des Körpers das richtige Handeln verhindern ... während der Hebraismus sich auf bestimmte, einfache und grundlegende Andeutungen der Weltordnung wirft und sich mit — man möchte sagen — unerreichter Größe von Ernst und Intensität (siehe ebenso die ‚Puritaner!') auf das Studium und die Befolgung derselben wirft, liegt die Richtung des Hellenismus darin, mit biegsamer Aktivität das gesamte Ineinandergreifen der Weltordnung zu erfassen, jedes Fehlen eines Teiles zu verfolgen, sich nicht mit dieser oder jener Andeutung, mag sie noch so wichtig erscheinen, zu begnügen. Eine unumwölkte Klarheit des Geistes, ein ungehindertes Spiel der Gedanken, ist sein Ziel. Die beherrschende Idee des Hellenismus ist das Spontane im Bewußtsein. Die beherrschende Idee des Hebraismus ist die Strenge des Gewissens."

Das Gefühl für eine dem hellenistischen Ideal näher als dem puritanischen kommenden Geistigkeit des Deutschen hat lange Zeit seiner Beurteilung durch westeuropäische Nationen das Gepräge gegeben. „Weimar" ist lange nach der Blüte seiner in der Tat durchdringenden Geistigkeit ein Schlagwort geworden. Der Gedanke von „einst" und „jetzt", von dem Deutschen, der der Welt in der Erkenntnis voranging und dem Deutschen, der sein „Plätzchen" an der Sonne wollte, ist nicht zu vernichten. Er kehrt immer wieder, kehrt wieder in immer merkwürdigeren Gegenüberstellungen, wie etwa

neuerdings in einer Schrift Masaryks als Antithese[45]): „Beethoven" und „Bismarck".

Diese Unterscheidung des „Deutschen" von einst und jetzt, des „geistigen" und des ökonomisierten, imperialisierten und bureaukratisierten Deutschen geht von einer logischen Fehlanschauung aus. Zumindest ist das Bestreben, die Sympathie für das Deutsche von dem einen oder dem andern abhängig zu machen, ungerechtfertigt. Wenn eine „Entgeistigung" in Deutschland stattgefunden hat, so beruht sie nicht auf spezifischen Veränderungen des deutschen Volkscharakters, sondern lediglich auf dem Einfluß ökonomischer und staatspolitischer Verhältnisse, denen sich ein Land zivilisierter Art mit wachsender, also sich nicht mehr selbst versorgender Bevölkerung, starkem Bedürfnis nach internationalem Austausch von Erzeugnissen, mit denen Einfuhren bezahlt werden können, dementsprechend: starker Entwicklung des mechanisierten, arbeitsteiligen Großkapitalismus nicht entziehen kann. Der veränderte Volkscharakter des Deutschen ist das Ergebnis seiner veränderten Wirtschaftsweise. Geradeso wie das Zeitalter der Elisabeth mit Shakespeare, Bacon, Morus, das 17. Jahrhundert Englands, die Zeit der noch frühkapitalistischen[46]) und von Holland und Frankreich stark umstrittenen Handels-Entwicklung mit gleichzeitigen Männern wie Milton, Hobbes, Locke und Newton stärker an das friderizianische und kantische Deutschland erinnert als das heutige England an diese seine geistigen Vorfahren.[47]) Ein englischer Beurteiler deutscher Entwicklung, dessen Scharfblick Anerkennung erheischt, William Harbutt Dawson, schrieb vor dem Kriege:[48])

„Aus allen diesen Gründen ist es fraglich, ob das geeinte Deutschland heute ebenso sehr als intellektueller

und moralischer Faktor in der Welt anzusehen ist, als zu einer Zeit, da es nur ein mehr oder weniger geographischer Ausdruck war, und der Grund hierfür ist, daß heute seine Stärke nicht darin liegt, eine Nation zu sein, die von Idealen und für Ideale lebt."

Diese, recht typische Auffassung verkennt vollkommen, daß es im Wesen jeder machtvoll hervortretenden wirtschaftlichen Entwicklung liegt, nach innen gekehrte Eigenschaften eines Volkes zu schwächen. Nicht umsonst haben seit Byron die Engländer ihre künstlerischen Anregungen, wenn es ihnen irgend möglich war, in andern Bezirken der Welt als auf angelsächsischem Gebiete gesucht. Nicht umsonst hat die einzig wirklich bedeutsame Richtung der modernen englischen Malerei, die „Präraffaeliten", eine enge Anlehnung an die Malerei des mittelalterlichen Italiens gesucht, um von der typischen englischen Genre-Malerei, der Darstellung schottischer Hochwälder mit Hirschen und Auerhähnen und dem naturalistischen Porträt loszukommen. Nicht umsonst betont Oskar Wilde, daß „Fischer und Hirten das Salz der Erde seien." Wo sich wirkliche Kunst in England regen konnte und durfte, geschah es im Gegensatz zu den überlieferten Reichtums- und Wirtschaftsbegriffen des Landes. Es wäre widersinnig, wenn ein Volk, das nicht „Fischer- und Hirten"-Volk bleiben kann, das nicht als geschlossener Handelsstaat von seinen eignen gleichbleibenden Erträgen zu leben vermag, jene Wandlung zur Materialisierung nicht hätte vornehmen müssen. Aber etwas anderes, wesentlicheres bleibt. Inwieweit hat das ursprüngliche Hinneigen dieses Volkes zu einer entwirtschaftlichten Welt diesen Umwandlungsprozeß verlangsamt, ja ihn vielleicht geradezu aufgehalten?

Ein Rückblick auf das, was wir über die Differenzie-

rung des deutschen Volkscharakters sagten, gibt die Antwort. Die heute noch in weiten Schichten bestehende Hinneigung zu einer traditionalistischen Lebensweise, sich äußernd in einer starken mittelständlerischen Gruppierung und in der Einteilung der „Klassen" nicht ausschließlich nach Vermögensgesichtspunkten, sondern nach akademischer Bildung, nach literarisch-kultureller Wertung, nach künstlerischen Maßstäben und Gesichtspunkten der beamteten Tätigkeit, unterscheidet auch in der Gegenwart das Bild des Deutschen gegenüber dem Bilde stärker ökonomisierter Nationen. Die Zersplitterung des Einzelnen zu einer Persönlichkeit innerer Differenzierung, das heißt einer solchen, welche nach wie vor die „Ideale" des rein Wirtschaftlichen von denjenigen des kulturellen Habitus zu trennen weiß, die in der Kunst nicht eine bloße Funktion der wirtschaftlichen Bedürfnisskala und das Mittel der „Recreation" von den wirtschaftlichen Anforderungen des Tages erblickt, sondern noch als selbständigen Selbstzweck wertet, die, ganz ähnlich wie der Katholizismus letzten Endes immer noch in dem „Dienste Gottes" das entscheidende Lebensziel sieht, in dem geistigen Fortschritt und in der Natur beherrschenden Vervollkommnung des Menschen noch immer mehr sieht als einen bloßen Weg zur bequemeren Bedürfnisbefriedigung, diese innerlich differenzierte Persönlichkeit des Deutschen unterscheidet sich, wenn sie sich auch quantitativ verringert hat und von Jahr zu Jahr verringert, immer noch wesentlich von dem homo oeconomicus angelsächsischer Art, dessen Bestreben es ist, die wirtschaftlichen Funktionen des Menschen einer möglichst lückenlosen Integrierung zu unterwerfen, die höchstens durch den der Wirtschaft ungefährlichen „cant" einerseits und den

Sport und die Forschungsreise andererseits unterbrochen wird, welche jedoch beide — der eine durch seine berufsethische, der andere durch seine physische Disziplinierung — Parallelwirkungen zu der wirtschaftlichen „efficiency" auslösen können. Erst wenn es in Deutschland keine Menschen mehr gibt, die jahrzehntelang ohne Aussicht auf Gewinn an waghalsigen Erfindungen arbeiten, die sich zugunsten geistigen Fortschritts mit mäßigen akademischen Gehältern begnügen, die in Scharen, leider in zu großen Scharen, unlukrative Berufe ergreifen (wie der Zustrom zu den Universitäten nach 1918 von neuem beweist), — erst dann wird man von einer entscheidenden Änderung des deutschen Volkscharakters sprechen können. Fürchterlich wäre es, auch auf dieses Gebiet die statistische Methode von der großen Zahl anzuwenden und die noch vorhandene idealistische Kraft des Deutschen abzuleugnen, weil sie durch die Bevölkerungsziffer dividiert quantitativ im Abnehmen ist. Die Namen Zeppelin und Flettner, Neißer und Einstein, Strauß, Reger und Pfitzner, Harnack und Spengler, Hauptmann und Rilke, die große Zahl der über die ganze Welt wandernden ausübenden deutschen Künstler sind immer noch eine „Richtung", keine Zufälligkeit.

Es ist auch kein Zufall, daß gerade auf den Grenzgebieten zwischen Kunst und Handwerk der Deutsche gegenüber dem Angelsachsen einen schweren Stand hat, weil er zu sehr durch theoretisch-ideelle Zielsetzungen belastet ist. Der außerordentliche Einfluß des englischen Kunstgewerbes, wie er im Wohnstil, in Möbeln, im Bau von Villen und Landhäusern, der Anlage von Gärten, der Anwendung von Stoffen, Tapetenmustern, Teppichen über die ganze Welt gegangen ist und noch heute geht, ist der typische Ausdruck einer „Kunst",

die sich ihrer Mittel in opportunistischer Weise zu bedienen versteht; Anpassung an Bequemlichkeit, an das Ästhetische, Augenfällig-Gefällige, ohne Rücksicht auf bestimmte künstlerische Gesetze, individuelle Ambitionen oder klassische Stilarten. Das deutsche Kunstgewerbe bleibt von „künstlerischen" Gedanken beeinflußt. Die „Entwürfe" des Professor X oder Y spielen eine Rolle. Gelingt es ihm, einen „Stil" zu schaffen, so ist auch der kommerzielle Erfolg gesichert. Aber zumeist bleiben die kunstgewerblichen Erzeugnisse des deutschen Marktes isoliert. Sie sind ein Zwitterding zwischen Kunst und praktischer Zweckerfüllung, werden weder dem Einen, noch auch dem Andern ausschließlich gerecht, da sie den Bedürfnissen des allgemeinen Geschmacks nur unter Hervorhebung stark individual-schöpferischer Eigenart begegnen. Ähnlich steht es mit dem deutschen Film. Auch hier ist es das Bestreben der heute bedeutendsten Film-Industriellen, der Amerikaner, gewesen, sich ohne Zagen dem populären Instinkte des Volkes anzupassen, seinen soziologischen Schlagworten entgegenzukommen und das Schwergewicht des Films auf das Bildhafte, Lebenswahre, Naturalistische zu legen. Der Deutsche hingegen nahm das Bühnenmäßige zum Vorbild, nicht das naturale Leben. Er versuchte und versucht heute noch, dramatische Handlungen im Sinne problematischer Bühnendramatik zu verfilmen, hat für den reinen gesellschaftlichen deskriptiven „Spielfilm" wenig Talent, um so mehr für großzügig angelegte, fast wissenschaftlich durchdachte historische Filme, in denen sich auch der Industrie der Erfolg nicht versagte. Auch hier stört der „Geist" die opportunistische ökonomische Linie.

Aber es wäre, so klar auch zunächst die Unterschiedlichkeit festgestellt werden muß, verfehlt, aus den

Momenten kultureller und traditioneller Art, welche retardierend auf das ökonomische Ziel wirken, zu folgern, daß das wirtschaftliche Leben des Volkes und seine nicht-wirtschaftlichen Instinkte und Leidenschaften unbedingte Gegensätze seien. Es geht keineswegs an, die „Kultur"-Begriffe auf die eine Seite, die Wirtschaftsbegriffe auf die andere zu stellen. Auch wäre es unbedingt oberflächlich, zu meinen, es müsse eben Völker des Handels und Völker der Vergeistigung geben. Derartige Abgrenzungen sind billige Auswege aus einer in der Tat schwierigen Frage. Die den wirtschaftlichen Fortschritt zunächst und unmittelbar retardierenden Momente der Kultur haben, wenn sie nicht in Übertreibung ausarten (wozu etwa das österreichische Literatentum mit seinen dekandenten Einflüssen auf den gesamten Auffassungshabitus des Volkes zu rechnen ist) einen doppelten Einfluß auf den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung, der dieser nur günstig sein kann. Sie verhindern das Anarchische, Überstürzte, nur auf den Augenblickserfolg abgestimmte Walten ökonomischer Fortschritte. Sie verhindern z. B. das Parvenütum.

Hierunter ist die Bildung von Volksschichten zu verstehen, deren Vermögen und Reichtum rascher gewachsen ist, als nach allgemein geltenden Anschauungen sich ihr Bedürfniskreis erweitern konnte. Das Mißverhältnis zwischen Reichtum und unverfeinerter Bedürfnisskala ist dort nicht möglich, wo der wirtschaftliche Fortschritt mit dem kulturellen Fortschritt Schritt hält. In Amerika weiß man das so sehr, daß man sich als Gegengewicht gegen das rasche Reichwerden die höchsten kulturellen Genüsse von Europa zu „kaufen" sucht. Man vergißt dabei, daß man kulturelle Genüsse nicht durch Kauf, son-

dern nur durch persönliche Fähigkeit zum Genuß erwerben kann. Wie verheerend vom soziologischen Standpunkte aus ein Emporkommen neuer Reichtumsschichten bei gleichzeitigem Versickern der alten, traditionellen, auf fundiertem Reichtum aufgebauten Schichten der Reichen sein kann, hat die große Umschichtung der Vermögen in der Zeit der Kriegsgewinne, in Deutschland aber vor allem in der Nachkriegszeit der Inflationsperiode gezeigt. Die Entstehung von „Raffke" ist nichts weiter als das Ergebnis einer Zeit, in welcher die traditionellen Vermögen verschwanden, während die neu aufkommenden Reichen eben nur wirtschaftlich an die Stelle der Altbesitzer traten. Unzweifelhaft ist unter solchen Umständen das Vorhandensein retardierender Einflüsse wie der traditionellen Klassenbildung, des Hanges zur geistigen, nicht direkt auf den Vermögenserwerb abgestellten Beschäftigung, der künstlerischen Opferwilligkeit von großer Bedeutung für die soziologische Struktur des Volkscharakters. Damit ist durchaus nicht etwa der „leasure class" das Wort geredet. Es handelt sich um eine Einstellung, die auch der Wirtschaftende aufweisen kann. Auch hier ist „Wirtschaft" und „Nicht-Wirtschaft" nicht das Entscheidende. Wie im Volke als Ganzem, so bleibt auch beim Einzelnen das Gradverhältnis zwischen Wirtschaftlichem und Nicht-Wirtschaftlichem das Entscheidende.

Andererseits aber ist die nicht — mechanisierte, geistige Einstellung gewisser Volksschichten geradezu der Hebel neuer wirtschaftlicher Fortschritte. Dies ist heute, da die technischen Fortschritte im Gegensatz zum ersten Dreiviertel des 19. Jahrhunderts nicht mehr auf experimenteller, in der Praxis erworbener Empirie beruhen, son-

dern weit mehr auf einer methodischen und zunächst ohne unmittelbar positiven Zweck arbeitenden Tätigkeit des Geistes aufgebaut sind, von höchster Bedeutung. Wenn den englischen Industriellen häufig genug ein schädlicher Konservatismus nachgesagt wird (z. B. weil sie den Thomas-Prozeß trotz der englischen Gebürtigkeit des Erfinders unbenutzt ließen, bis ihn Deutschland höchst nutzbringend für die Minette Lothringens verwandte), so liegt das vielfach an dem völligen Versagen der Fabrikbesitzer in weitschauender, wissenschaftlicher Beziehung, an dem Festhalten an dem Erprobten und einem Herabblicken auf eine angeblich theorisierende Forschung. Die Verbindung zwischen Wissenschaft und Praxis ist in Deutschland stärker gewesen. Aber der Urgrund zu dieser größeren Interessengemeinschaft lag in der gesellschaftlichen Anerkennung der Forschung gegenüber einer bloßen Verehrung kommerzieller Ergebnisse, also in einem zunächst nicht-wirtschaftlichen Momente volkscharaktereologischer Psychologie.

Das alles ist zu beachten notwendig, ehe man die Differenzierung des Volkscharakters der Einheitlichkeit als besonderen Nachteil gegenüberstellt. Die Struktur des gesamten Volkslebens ist zu vielgestaltig, die Nerven zu sehr miteinander verbunden, als daß eine exakte Scheidung dieser oder jener Funktionen möglich wäre. Gerade so wie auch die jeweilige Art der wirtschaftlichen Entwicklung, ob nach der entwicklungsmäßig-wettbewerblichen, ob nach der organisatorisch-verwaltungsmäßigen Seite dafür den Ausschlag zu geben vermag, ob diese oder jene Eigenschaft wirtschaftlich von Vorteil ist oder nicht. Auch hier ist eine relativistische Betrachtungsweise nicht zu vermeiden.

Dritter Abschnitt.

Vereinheitlichung des Volkscharakters unter wirtschaftlichem Einfluß.

20. Begriff der Einheitlichkeit des ökonomischen Volkscharakters.

Dasselbe gilt für den Begriff der „Einheitlichkeit" im Volkscharakter und wiederum: für den Begriff des Wirtschaftlich-Einheitlichen in diesem.

Es ist nicht angängig, diese „Einheitlichkeit" als etwas stets und überall Gleichgeartetes anzusehen. Die unbedingte „Einheitlichkeit" des Engländers im Wirtschaftsleben, die nur seiner Geschlossenheit im Leben überhaupt (man vergleiche schon Goethes Wahrnehmung in seinen Gesprächen mit Eckermann[49]) entspricht, ist zunächst durchaus nicht zu verwechseln mit „Vollkommenheit" des wirtschaftlichen Charakters schlechthin. Wir haben im Laufe unserer Betrachtung darauf hinweisen können, daß gewisse organisatorische Veranlagungen im Volkscharakter für eine bestimmte Verfassung der Wirtschaft überaus wichtig, ja essentiell sein können, und daß in diesen Veranlagungen die Engländer sich nicht auszeichnen. Ebenso ist ihnen ihr Konservativismus in der Technik zum Nachteil geworden. Die „Einheitlichkeit" der englischen Wirtschaftspsyche erstreckt sich eben nur auf ganz bestimmte Eigenschaften wirtschaftlicher Art wie den Begriff des gesunden Wettbewerbes, der natürlichen Konkurrenz, den einer kommerziellen Wohlanständigkeit usw., und sie tritt nicht deshalb so stark hervor, weil sie in sich etwa eine Fülle heterogener Eigenschaften vereinigt, sondern weil sie mit größter Konsequenz und Energie alle abseits der Wirtschaft-

lichkeit liegenden Einflüsse, die dieser hätten gefährlich werden können, aus dem Wege räumte. Also nicht in der Vielseitigkeit liegt das Merkmal der englischen Ökonomik, sondern in der einheitlich-rigorosen Beschränkung auf das Vorhandene.

Weiter aber unterscheidet sich diese von Westeuropäern vielfach als „die" Einheitlichkeit gepriesene Geschlossenheit des englischen Wirtschaftslebens von jener, die wir seit einigen Jahrzehnten in rascher Entwicklung in den Vereinigten Staaten auftauchen sehen. Die Einheitlichkeit des englischen Wirtschaftscharakters ist bedingt durch die Zurückdrängung aller anderweitigen differenzierenden Momente, durch die ausschließliche Hinneigung zur Wirtschaft, durch die hierauf zugeschnittene Lebensdisziplin, wie sie sowohl das religiöse Leben wie die gesellschaftliche Etikette geschaffen hat; die amerikanische Einheitlichkeit der Wirtschaftssubjekte hat freilich einen Teil dieser angelsächsischen Lebenselemente übernommen, aber nicht diese sind für das heutige, bisher einzigartige Bild amerikanischer Vereinheitlichung in erster Linie verantwortlich zu machen, sondern vielmehr die Eigenart der wirtschaftlichen Produktionsweise. Die Einheitlichkeit des Wirtschaftscharakters der Amerikaner ist weniger etwas Gewolltes als etwas Gemußtes. Sie ergibt sich aus der absolutesten Mechanisierung der Bedürfnisse, welche Gleichförmigkeit bedeutet. Und diese Mechanisierung der Bedürfnisse ist nichts weiter als die Folge der mechanisierten Arbeitsteilung, ohne welche die USA ihren wirtschaftlichen Reichtum nicht hätten erzielen können.

Die Verhältnisse, welche zu der mechanisierten, d. h. durch den Maschinenbetrieb zerlegten Arbeitsteilung unter Ausmerzung qualifizierter Handarbeit zugunsten

von Handlangern führten, müssen zunächst den Ausgangspunkt aller Betrachtungen über amerikanische „Einheitlichkeit" bilden.[50]) Die amerikanische Mechanisierung des Produktionsprozesses aber wiederum ist eine Folge der besonderen Absatzverhältnisse, unter denen das moderne amerikanische Wirtschaftsleben entstanden ist. Die Voraussetzung für die moderne Industrialisierung eines zwar im Vergleich zur Fläche bevölkerungsschwachen, gleichzeitig aber mit fast allen natürlichen Produktionsvorraussetzungen gesegneten Landes war: erstens die Notwendigkeit, die weit voneinander entfernten Erzeugungsstätten mit den Konsumzentren durch besondere Verkehrstechnik zu überbrücken (Eisenerz-Lake-Superior und Pittsburg-Kohle oder Westpennsylvanien und östliche Absatzmärkte, oder: Viehherden im fernen und mittleren Westen und Süden und große Fleischkonsumzentren im Osten und Nordosten); diese Zerschlagung der in Europa noch zum großen Teil örtlich zusammenhängenden Produktions- und Konsumtionszentren, teilweise auch wieder die Zerschlagung des Produktionsprozesses selbst in örtlich weit voneinander entfernte Gebiete war nur auf Grundlage der Massenerzeugung und des Massenabsatzes denkbar. Nur wenn Millionen von Menschen im östlichen Amerika täglich Gefrierfleisch oder „packed meat" konsumierten, konnte man daran denken, ganze Gefrierwagenzüge täglich vom mittleren Westen abzusenden, nur wenn Millionen von Ostamerikanern täglich Fruchtkonserven genossen, konnte man den Absatz und die Fabrikation in weiter Entfernung rentabel gestalten. Gerade so wie ein Versand dänischer Butter auf weite Entfernung nicht lohnen, das ganze Dampfmolkereiwesen Dänemarks, d. h. die „Massenfabrikation von Butter" nicht vorhanden sein würde, wenn der Trans-

port in großen Massen an konzentrierte auswärtige Konsumplätze nicht möglich wäre. Diese Massierung des Bedarfes, vom Standpunkt weit entfernter Erzeugungsstätten aus gesehen, schuf die Voraussetzung der Massenerzeugung an diesen Stätten. Dieses gilt es immer wieder sich vor Augen zu halten, ehe man in der amerikanischen Riesenerzeugung pro Betrieb etwas methodisch Amerikanisches sieht, was sich bei „amerikanischer Energie" überall verwirklichen ließe. Geradeso wie kein Schlachthaus Armourschen Stiles entstanden ist, um die Fleischverarbeitung der zersplitterten Viehzucht der atlantischen Staaten und Neu-England-Staaten zu übernehmen, geradeso sind unter normalen europäischen Verhältnissen mit dezentralisierter Marktversorgung solche Fleischfabriken eine wirtschaftliche Unmöglichkeit. Und geradeso haben sich seinerzeit Lokomotiven amerikanischer Provenienz in England als unwirtschaftlich erweisen müssen, weil der Umfang des Verkehrs und das den amerikanischen Lokomotiven zugeführte Frachtvolumen angesichts der Zersplitterung des englischen Verkehrs nicht ausreichte, um den Betrieb der Riesenlokomotiven zu rentabilisieren.

Wo aber in Amerika die Voraussetzung für einen Massenabsatz auf weite Entfernung gegeben war, also auch die Voraussetzung für eine örtlich konzentrierte Erzeugung in Massen, da entstand als zweite Notwendigkeit, diese Massenerzeugung unter möglichster Ausscheidung gelernter Arbeit durchzuführen, also sie zu mechanisieren. Nicht überall in der Welt ist dies die Folge von Massenabsatz und Massenerzeugung. Die japanische Industrie arbeitet heute noch beim Export von Massenartikeln und Serienartikeln des Kunstgewerbes absolut gleichen Typs mit fast ausschließlicher Handarbeit. Die dünne Besiedlung des Landes aber

zwang die Amerikaner, die Massenerzeugung unter Anwendung arbeitsparender Maschinerie durchzuführen. Der Erfindungsgeist paßte sich dem spezifisch-amerikanischen Bedürfnis an, indem er den Produktionsprozeß mechanisierte. Beides: Massenabsatzmöglichkeit auf weite Entfernungen und Eliminierungsmöglichkeit der Handarbeit zugunsten der Maschinerie sind die Voraussetzungen des heutigen „amerikanischen" Großbetriebes gewesen. Sie wiederum bedingten die Typisierung der amerikanischen Erzeugung. Denn es liegt in der Befriedigungsnotwendigkeit eines an bestimmten, von den Erzeugungszentren weit entfernten, konzentrierten Massenbedarfes, Gleichgeartetes zu liefern. Also war die Erzeugung weniger Typen das Gegebene, geradeso wie bei einer Dezentralisierung des Absatzes die Rücksichtnahme auf die differentiellen Bedürfnisse das Gegebene ist. Wo diese Typisierung nicht möglich ist, versagt noch heute die amerikanische Arbeit. Wo es sich nur um den Absatz an die Bedürfnisse bestimmter, sehr reicher Schichten und die Befriedigung ihrer spezifischen Wünsche handelt, hat keine amerikanische Industrie den Import aus Europa ersetzen können, sei es in der verfeinerten Konfektion, im Kunstgewerbe und dergleichen.

Die Typisierung der Erzeugung wiederum hatte Wirkungen zweifacher Art: sie vereinfachte den Konsum und sie spezialisierte den Arbeiter. Beides scheint zunächst gegensätzlich. Denn die Konsumvereinfachung ist gleich einer Vereinheitlichung des Bedarfes, während die Spezialisierung der Arbeit gleich einer stärkeren Differenzierung erscheint. Aber dieser Gegensatz ist nur scheinbar, wenn man ihn auf seine Wirkungen volkscharaktereologischer Art prüft. Denn beim amerikanischen Konsumenten

wie beim amerikanischen Arbeiter ist die Wirkung der „Typisierung" die gleiche. Wie der amerikanische Geschmack nicht annähernd mehr so vielgliedrig ist wie der europäische, so ist auch der amerikanische Arbeiter abgestimmt auf eine einzelne, mechanische Leistung, der Versatilität beraubt, dem Gesamtprozeß der Erzeugung eines bestimmten Produktes entrückt, verwerkzeuglicht und in diesem Sinne „typisiert". Genau so wie nach amerikanischem Ideal jeder Bestandteil einer Maschine „auswechselbar" ist, genau so ist der Arbeiter, der zu einer bestimmten, mechanischen Arbeit, die vielfach nur in einem Hebeldruck oder einem Kolbenstoß besteht, „auswechselbar" mit jedem anderen gleicher Abrichtung.[51])

Hierin also liegt die Vereinheitlichung des amerikanischen Wirtschaftslebens und hieraus ist die „Vereinheitlichung" seines Volkscharakters in wirtschaftlicher und soziologischer Beziehung zu erklären. Die Heranziehung des amerikanischen Beispiels ergibt, daß die vereinheitlichenden Momente, die Typisierung des Volkscharakters von bestimmten, sehr prägnanten wirtschaftlichen Vorbedingungen abhängt, daß diese „Vereinheitlichung" sich nicht einfach wie etwa „Achtung vor dem technischen Fortschritt" oder „Nachahmung kultureller Eigenschaften bestimmter Nationen" predigen, anempfehlen und durch bloßen Willen übertragen läßt.

21. Kritik der amerikanischen Gleichform des Bedarfes.

Dennoch macht die Amerikanisierung des Wirtschaftslebens immer wieder auf europäische Reisende den Eindruck einer sich hier anbahnenden, ihrer absoluten Wertgeltung nach einzuschätzenden

Kulturstufe. „Die Kultur der Gleichform" nennt sie neuerdings Professor Dr. Julius Hirsch, ein zwar nicht tiefgreifender, aber immerhin „smarter" Beobachter amerikanischen Wirtschaftslebens.[52]) Über den Begriff „Kultur" ist sich dabei J. Hirsch nicht minder im Unklaren geblieben wie so viele Schriftsteller, welche von ganz bestimmten, feststellbaren „Attributen" der Kultur ausgehen, die sich „anzueignen" schon als kulturelle Tat angesehen wird. Wir sagten bereits, daß man Kultur nicht erwerben, sondern nur entwickeln kann, wozu ein „Sich-eins-Fühlen" mit den Kulturgenüssen, ein Aufgehen und Vorwärtskommen in denselben gehört, wie etwa sich der bloße Käufer einer Bildergalerie von dem jahrelangen Sammler unterscheidet, dessen Wissen häufig die Museumsdirektoren überflügelt. Wenn Hirsch daher, um den Amerikaner von dem Vorwurf der „mangelnden Kultur" zu befreien, das Bestehen der Metropolitan Opera, die gewaltige Zahl der in den Bibliotheken vorhandenen Bücher, das Gastieren ausländischer Künstler usw. anführt, so sind das leider keine Beweise im Sinne einer kulturellen Durchdringung, auf die allein es ankommt.[53]) Und wenn wirklich gewisse, sehr dünn gesäte und noch dazu zumeist auf ausländische Gebürtigkeit oder Abstammung zurückgehende Kreise der Kultur und Kunst Europas ein Interesse und eine Würdigung entgegenzubringen vermögen, die über die übliche „Sensation" und die begehrte Käuflichkeit eines Genusses hinausgeht, so ist das wiederum nicht „Amerika", sondern eine schwache Reaktion des Amerikaners, wie er „eigentlich" ist. Für diesen trifft zu, was Hirsch mit „Gleichform" bezeichnet. Er gibt ein paar drastische Beispiele: „Hast du im Waschraum eine andere Unterjacke, womöglich eine mit Ärmeln, so verstummt das — auch standardisierte

(also doch, trotz später von Hirsch erörterter Kulturerrungenschaften in Museen und Bibliotheken!) — Morgengespräch; nun weiß jedermann, du bist kein Amerikaner! Oder man nehme den Kaugummi. Wovon hätte denn Herr Wrigley seinen dreiflügeligen, riesigen Wolkenkratzer in Chikago bauen sollen, wovon sollte er ihn Abend für Abend mit zehntausend Kerzenstärken bestrahlen, wenn jeder eine andere Sorte kauen wollte. Du hast Wrigleys Beach Nut zu kaufen .... Du trägst Arrows Kragen, du mußt B. V. D.-Wäsche haben ..."

Hier berührt Hirsch einen sehr wesentlichen Punkt, ohne ihn näher zu behandeln. Denn es geht eigentlich aus seinen Ausführungen hervor, daß diese „Gleichform" gar keine „Kultur" ist. Oder darf man als „Kultur" bezeichnen, was zur Verflachung und Schablonisierung der Denktätigkeit, des Gesprächs, des Geschmacks beiträgt und jedem einzelnen mit einem zwar nicht militärischen, aber gesellschaftlichen „muß haben" aufgezwungen wird? Dann wäre ja schließlich auch der preußische Militarismus in seinen von allen Seiten gleichmäßig bekämpften Ausartungen eine „Kultur der Gleichform" gewesen. Liegt eine „Kultur" im amerinischen Wirtschaftsleben, so ist sie in der Erfinder- und Denktätigkeit zu erblicken, die es zuwege brachte, die Brücken zwischen den gewaltigen Entfernungen der Rohstoff- und Nahrungsmittelgebiete und den großen Konsum- und Exportzentren zu schlagen und mit beispielloser Energie Hindernisse schwierigster Art zu überwinden. Die hierdurch leider mit bedingte Entstehung des W. U. R.-Typs des Menschen, um mit dem böhmischen Dramatiker[54]) Capek zu sprechen, des „mechanisierten Roboters", der nur noch Druckknopf-Reagens aufzuweisen hat, ist keine kulturelle Errungen-

schaft. Denn niemals kann eine, die geistige Vielseitigkeit und Regsamkeit der Menschen ertötende Entwicklung als kultureller Fortschritt angesehen werden.

Dies aber erscheint als die große Gefahr der Mechanisierung des Produktionsprozesses, daß das Prinzip derselben weit über den einzelnen Produktionsvorgang hinausgreift, daß es diejenigen Teile des Volkes erfaßt hat, die gar nichts mit der Mechanistik der Erzeugung zu tun haben, daß es sich auch nicht ausschließlich auf bestimmte Vorgänge der Konsumtion mechanisierter Waren isolieren läßt, sondern daß in dieser Gleichform ein Moment liegt, das ganz allgemein volkscharaktereologische Bedeutung angenommen hat. Die Verschandelung der englischen Sprache ist ein deutliches Symptom. Es wird nicht darauf geachtet, daß die Sprache, die Ausdrucksweise, ein Zeichen der individuellen Geistigkeit sein sollte, daß in ihrer Modulationsfähigkeit der Ausdruck differenzierter Bildung und Klassenbildung, daß in der Aneignung einer rein gesprochenen und variierten Sprache der Ehrgeiz höherer Bildung zu liegen hat. Die amerikanische Sprache ist dem Prinzip der Schnelligkeit unterworfen worden; lange und weitschweifige Ausdrücke werden als affektiertes Englisch bei Seite gelegt und an ihre Stelle treten kurze, häufig aus allen möglichen Ursprüngen zusammengebraute „slang's" und patoisähnliche Ausdrücke, die sich des Englischen unkundige Ausländer sofort als „echt"-amerikanische aneignen. Sie ersetzen die Notwendigkeit durchdachter Ausdrucksweise, sie sind „Typen", die einfach gesetzt, anstatt erst erfunden werden. Ist schon der Engländer von dem Deutschen und Franzosen in seiner sprachlichen Eigenart minder differenziert, so ist es nunmehr der Amerikaner gegenüber dem Engländer. Aber dies ist nur ein

vielleicht schwaches Beispiel der Typisierung gegenüber so vielen anderen Tatsachen der Unterdrückung individueller Denkfähigkeit. Die Schablonisierung der Bedürfnisse ist eine beweiskräftigere Tatsache.

Sie hat geradezu zur Voraussetzung, daß man die eigene Urteilsfähigkeit des Konsumenten ausschaltet, um ihn ganz automatisch zum Abnehmer der hergestellten Massenware zu machen. Die „Reklame" muß der mechanisierten Massenerzeugung und dem für sie notwendigen Massenabsatz gleicher Waren und Typen den psychologischen Vorspann leisten. Da für beides ein individueller Geschmack, eine Zersplitterung des Bedarfs, eine Individualisierung des Verbrauchshabitus geradezu Vernichtung bedeuten würde, so gilt es, mit Hilfe der Reklame den Verbrauch zu stereotypisieren. Reklame ist zwar durchaus nichts ausschließlich Amerikanisches. Aber dennoch: Amerika ist „das" Land der Reklame. Es mußte das Land der Reklame werden, je mehr seine Verbrauchsgüter Massenartikel wurden. Der einzelne — nicht mehr in der Lage, seinem individuellen Geschmack nach zu wählen, zu prüfen, zu experimentieren, weil es keine Auswahl im europäischen Sinne gibt — ist dem System ausgeliefert, das an Stelle der individuellen Anerkennung des Wertes die Anerkennung durch andere setzt. Diese Anerkennung aber kann ihm aufoktroyiert werden. In dem „tragen müssen" und „haben müssen" liegt nichts weiter als das Prinzip, dem einzelnen aufzuzwingen, was er zunächst nicht weiß oder kennt. Der Wertmaßstab liegt außerhalb seiner eigenen Beurteilungssphäre. Der rasche Gang des Lebens und die Typisierung der Erzeugung lassen ihm gar nicht die Möglichkeit eigener Prüfung. Die Bewertung der Ware wird dadurch erzeugt, daß man mittels der Reklame und Anpreisung

das eigene Urteil des Kaufenden ersetzt. Dabei kommt es für den, der seine Ware los sein will, auf verschiedene Instinkte an, die man beim Käufer reizen kann; da ist der Ehrgeiz, der soziale Instinkt, das, was andere genießen, ebenfalls mitzugenießen, hieran anschließend der Respekt vor der „Mode" und dem Modischen, da ist der Glaube an gewisse von anderen behauptete Eigenschaften einer Ware (Hunderttausende lesen diese oder jene Zeitung. Warum nicht DU?), da ist schließlich die einfach auf das Aufmerksamwerden abzielende humoristische oder sensationelle Reklame, deren Zweck es lediglich ist, das Auge auf bestimmte Marken, „brands", Schlagworte zu lenken und vom Auge aus den Bedarf zu stimulieren. Zu welch seltsamen Verirrungen dies führen kann, ohne beim Amerikaner den geringsten Anstoß zu erregen, zeigte früher die Reklame „grape nuts for the brains", — die in jedem Teile der USA zu lesen war. Man stelle sich eine europäische Reklame etwa mit dem Satze vor: „Haselnüsse stärken deinen Verstand!" Das Bestreben, zu typisieren, führt immer stärker dazu, alles Organische, wenn irgend möglich, in etwas mechanistisch zu Erzeugendes zu verwandeln. Der fabrizierte Apfel, das heißt der in völlig gleichgearteter Qualität kistenweise verpackte, infolge seiner „Gleichform" mit einem Etikett versehbare, als „brand" abgestempelte Apfel tritt an die Stelle des ungleich-wachsenden. Man kauft nun auch Äpfel nach Marken wie Zigaretten oder Schuhe. Zwar schmeckt dieser Apfel nicht wie das ausgesuchte Tafelobst Europas, denn der Geschmack der verfeinerten Art läßt sich nicht „fabrizieren", aber er ist ungleich vorteilhafter als das gewöhnlich unsortierte Obst, das bei uns in erster Linie zum Verkaufe kommt, sowohl im Verbrauch wie in der Marktgängigkeit.

Der Zusammenhang zwischen Typisierung der Erzeugung und Unselbständigmachung der Individuen als Verbraucher muß natürlich, was den Volkscharakter angeht, über die bloß wirtschaftliche Folge hinausgreifen. Das System der Hammelherdigkeit führt, wo es auch immer und wie es auch immer in Erscheinung tritt, zu einer Allgemeinwirkung auf den menschlichen Organismus. Es macht den Menschen abhängig von Dingen, die außerhalb seiner Urteilssphäre liegen, anstatt den Kreis seines Urteils über die Dinge zu erweitern. Man findet, daß kein Volk der Welt gleich dem Amerikaner eine so verbohrte, unüberwindliche Abneigung gegen alles Fremde hat. Auch der Engländer ist ein nationaler Snob, überzeugt von der Zweckmäßigkeit seiner Einrichtungen und Sitten. Aber er betont häufig genug, daß er eben für England von dieser Zweckmäßigkeit überzeugt sei! Der Amerikaner fühlt sich weltüberlegen in der Art seiner Bedürfnisbefriedigung, und dieser Hochmut ist seit dem Weltkriege — wie auch Prof. Hirsch von neuem konstatiert — im Wachsen begriffen. Es ist selbstverständlich, daß ein Volk, das in seiner Bedarfsdeckung in erster Linie von dem Grundsatz nicht seiner differenzierten Bedürfnisse getrieben wird, sondern der Gleichmacherei mit anderen, deren Verbrauch man als ideale Richtschnur seines eigenen ansieht, von der absoluten Richtigkeit seiner Lebensführung überzeugt ist. Geradeso wie im Mittelalter der „Stand", den jemand inne hatte, seine Stellung unter den Volksgenossen bestimmte, so bestimmt beim Amerikaner das Maß, in welchem er sich die anerkannten Lebensgüter leisten kann, den Grad seiner gesellschaftlichen Position und sein eigenes gesellschaftliches Selbstbewußtsein. Der Besitz dieser Lebensgüter, die genaue Form dersel-

ben, entsprechend der allgemeinen Anerkennung der Mode, der Reklame usw., ist also das, was seinen sozialen Stolz ausmacht. Der Amerikaner ist kein Snob bezüglich seines eigenen individuellen Geschmackes (wieder die obersten Reichen ausgenommen), sondern ein Snob bezüglich derjenigen Lebensführung, die die Massen in Amerika als richtig und tadellos ansehen. In diesem Sinne ist der Amerikaner psychologisch typisiert. — Was nicht als unmittelbare, wohl aber als mittelbare Auswirkung der Mechanisierung des Produktionsprozesses anzusehen ist.

22. Die Mechanisierung des deutschen Volkscharakters.

In Amerika sind die Wirkungen soziologischer Art dieses Mechanisierungsprozesses am deutlichsten erkennbar, sie treten scheinwerferartig und vielfach sich selbst übersteigernd aus dem Gesamtleben der Nation hervor. Aber sie sind deshalb nicht, wie schon gesagt, ausschließlich amerikanisch. Vielmehr bietet die Union nur besondere Voraussetzungen für die in der ganzen Welt fortschreitende Mechanisierung und Typisierung des Erzeugungsprozesses und ihrer Einwirkungen auf den Volkscharakter. Und zwar Voraussetzungen nicht nur materieller Art, wie sie oben angedeutet wurden, d. h. die besonderen Voraussetzungen von Massenerzeugung und Massenabsatz, sondern auch Voraussetzungen soziologischer Art, indem die im Vergleich zu Europa minder starke Differenzierung der Klassen, der Konfessionen, das Fehlen traditionalistischer Eigenschaften der Wirtschaftssubjekte sowie die im Vergleich zu West-Europa geringere Stufe der allgemeinen Bildung der mittleren Volksschichten natürlich der Stereotypisierung einen günstigeren Boden bietet. Aber vorhanden sind die Tendenzen des „neuen" Wirt-

schaftsmenschen in Europa auch, wenn auch in heute noch weniger starken Konturen als jenseits des Ozeans.

Mit jeder Befreiung der großkapitalistischen Entwicklung von bisher bestehenden Hemmungen traditionalistischer oder kultureller Art tritt dies deutlicher in Erscheinung. Die Zeit der Revolution hat in Deutschland die Struktur der bisherigen, auf aristokratisch-hierarchischer Grundlage aufgebauten „Gesellschaft" zerstört. Gleichzeitig ist durch die Inflationszeit der Bestand der „Alt-Reichen", der deutschen Rentner- und leasure-Klasse, zugrunde gegangen. An die Stelle der gesellschaftlichen Position, welche durch Zugehörigkeit zu bestimmten Familien, öffentlichen Ämtern und staatlichen Auszeichnungen gegeben war, welche wie Titel und Orden der Ausdruck einer Leistung sein sollten, wenn auch nicht immer waren, basiert heute der gesellschaftliche Splendor auf dem Besitz von Vermögen und dem Einkommen. Der reine Erwerbsinstinkt wird durch die größeren Schwierigkeiten des Fortkommens in akademischen und künstlerischen Berufen vergröbert. Das Parvenütum — an anderer Stelle dieser Arbeit charakterisiert — tritt an die Stelle der alten Gesellschaftsschichten. Aus dem alten spießbürgerlichen Mittelstand, der an Bedeutung abnimmt, tritt ein neuer von kapitalistischen Instinkten stärker als von traditionellen Gewohnheiten beherrschter Typus. Lag das Gleichmacherische, Schablonenhafte und daher Spießbürgerliche der alten Mittelklasse in dem Festhalten an alten überkommenen Gewohnheiten, die mechanisch beibehalten wurden, weil sie dem Lebenshabitus der Gewohnheit entsprechen (Fliegender Blätter-Mittelstand), so ist die Mechanistik des neuen Mittelstandes in anderem be-

gründet, eben nämlich in jener Typisierung amerikanischer Art, von der soeben die Rede war. Das Ladenfräulein, das ihre Lebensfreude darin gipfeln sieht (zumal die Heiratschancen ebenfalls infolge stärkeren Erwerbsinstinktes der Männer schwächer werden), die neuesten Schuhe und Kleider zu besitzen, die oberen Klassen wenigstens in Konturen nachzuahmen, das Modernste zu haben, gewisse Bücher zu lesen, „die man gelesen haben muß", mit Film- und Bühnenleben eine Vertrautheit zu suchen, die sich in erster Linie aus dem Studium der Filmzeitschriften, dem Sammeln autographierter Ansichtspostkarten und dem Besuch der Operetten-Schlager ergibt, ist einer dieser Typen des modernen „Spießbürgers". Der ebenso mechanisierte Typus ist der junge Kaufmann, der gleichfalls jede Mode mitmacht, den „smarten Gent" herauskehrt, alles zu tragen sucht, was als neuer Schnitt, neue Mode, als die Eleganz in Anzeigen und Fachblättern gepriesen wird, der sich mit Sport beschäftigt — freilich ebenfalls mehr als Zuschauer, Begaffer, Kenner der persönlichen Eigenheiten von Boxern und Läufern, denn als sich stählender Ausüber —, der Typus des englischen City Clerk. Lag das Schablonenhafte des alten „Spießers" im Traditionellen, so liegt das Schablonenhafte beim neuen „Spießer" in dem wahl- und sinnlosen Habenwollen alles modisch-modern Etiquettierten.

Mit dieser nun einsetzenden Typisierung der Mittelklasse im Sinne einer auf Massenabsatz bedachten Industrie entwickelt sich in Deutschland ein zwar gegenüber Amerika gedämpftes, aber doch gegenüber früher unvergleichlich gesteigertes und an dieselben flachen Instinkte wie drüben appellierendes Reklamewesen, entwickelt sich das System der „Wettbewerbe" und Preisausschreiben, verdrängt das „Ma-

gazin" mit seinen kurzen und sensationellen Geschichten, seinen oberflächlichen, aber das Interesse des Ungelernten reizenden Darstellungen technischer Fortschritte, exotischer „Wunder" und halbwissenschaftlicher Methoden und Tricks (Denk-Gymnastik, „science from an easy chair"!) das gute Buch, tritt (was in Amerika und England längst der Fall war) das Serien-Theaterstück an die Stelle des Repertoires, weil es kommerzieller ist, Stücke zu geben, die in Massen besucht werden, weil man sie „gesehen haben muß", als das „Repertoire" für den differenzierten Geschmack der wirklich verständigen, aber zahlenmäßig schwächeren Theaterkreise, verschwindet das Ensemble, die Stütze des alten Theaters, zugunsten der „stars", die man als sehenswerte Sensation betrachtet, zwängt sich das lang verlästerte Revolverblatt, das in erster Linie sensationelle, kurz zugeschnittene Nachrichten in fetter Überschrift, snobistische „Gesellschaftsnachrichten", Bilder vom Tage mit, wenn auch noch so dürftig ausgeführten Illustrationen, bringt, in die Reihe der auf eindringliche Lektüre abzielenden Blätter von ehedem. Die Verbildlichung alles Lebens tritt an die Stelle der Durchgeistigung desselben. Auch der Film ist keine Zufälligkeit. Denn die photographische Erfindung der Kinomatographik kommt dem Bedürfnis entgegen, das Illustrative an die Stelle des sprachlich-gedanklichen zu setzen, geradeso wie die illustrierte Zeitung an die Seite der redenden Zeitung tritt. Dabei wird das Amerikanische vielfach zum Vorbild genommen. Insofern hat es in der Tat den Charakter einer soziologischen Prägung erhalten. Und es ist ohne weiteres klar: Methoden, die auf eine besonders starke Mechanisierung und Gleichförmigkeit eines Volkes zugeschnitten sind, — wie die der United States es sind, — können natürlich die in

der wirtschaftlichen Entwicklung begründete Mechanisierungstendenz eines anderen Volkes wesentlich beschleunigen, indem sie als Stimulus und Vorbild der „modernen" Tendenz dienen.

23. Der supra-nationale Mensch und das „Über-Volk".

„Capitaux qui ne conaissent ni rois ni patrie", war eine Formel des gleichmacherischen Charakters des Kapitalismus, als „König" und „Vaterland" noch die ideale Quintessenz des unkapitalistischen, traditionalistischen Volkslebens waren. Man kann nach allem, was wir heute von den soziologischen Wirkungen großkapitalistischer Entwicklung wissen, ebenso gut sagen: Der Kapitalismus, der keinen Volkscharakter kennt. Es ist kein Zufall, daß in den Vereinigten Staaten die volksgemäßen Verschiedenheiten der Einwandernden mit eiserner Energie niedergewalzt[55]) werden! Sie müssen verschwinden, um der Mechanisierung des Produktionsprozesses zu dienen, der durchaus eine Typisierung und keine Differenzierung des Volkscharakters verlangt. Es wäre verhängnisvoll, wenn etwa der Geschmack und der Bedarf der Union plötzlich mitbestimmt würde durch konsumtive Sonderwünsche und Sondereigentümlichkeiten, welche Italiener, Polen oder Deutsche mitbringen. Mit dem Schlagwort der Amerikanisierung wird dem kapitalistisch-wirtschaftlichen Bedürfnisse lediglich ein nationales Mäntelchen umgehängt. Der Kapitalismus der Massenerzeugung greift aber weit über alle nationalen Grenzen hinaus. Die Gleichförmigkeit der Produktionsweise, die sein Gepräge ist, überzieht die ganze Welt und bringt das Unternehmertum in internationalen Kartellen zusammen. Die Gleichförmigkeit der Arbeitsbedingungen hat die internationale Arbeiterbewegung geschaffen, deren konkreter

Ausdruck heute der Internationale Gewerkschaftsbund ist, der im Jahre 1923 6,5 Millionen deutsche, 4,3 Millionen englische, über eine Million österreichische und 757 000 französische Arbeiter, dazu viele Hunderttausende anderer Arbeiter-Länder umfaßte und mit seinen gleichmacherischen Forderungen — wie dem Achtstundentag — bewußt die noch bestehenden (und volkswirtschaftlich zu Recht bestehenden) Differenzierungen der Arbeitsverhältnisse bekämpft.

Der soziologische Ausdruck aber dieser kapitalistischen Internationalisierung ist der supra-nationale Mensch, der Mensch, der sich von allen völkischen, volkscharaktereologischen Eigenheiten loslöst und das „Über-Volk" bildet.

Dieser supra-nationale Mensch erscheint ähnlich wie das Wort „Weltwirtschaft" als etwas zunächst Begriffliches. Dies insofern: als es heute keinen internationalen Staat gibt und daher auch der internationale Mensch nur eine gedankliche Zusammenfassung von Eigenschaften sein kann, die den Angehörigen vieler Nationen gemeinsam sind. Insofern das Gemeinschaftliche solcher Eigenschaften gewissermaßen wieder ein neues Wirtschaftssubjekt bildet, also eine Einheit herbeiführt, erscheint das Wort vom internationalen Menschen angebracht; insofern dieser aber gleichzeitig noch immer mit der Eigentümlichkeit seines Volkscharakters, seiner Nation, verankert ist, würde das Wort supra-nationaler Mensch angebrachter sein, weil es nicht die Vermischung nationaler Besonderheiten im Wirtschaftssubjekt, sondern dessen bloße Heraushebung aus den nationalen Sonderheiten in die Sphäre internationaler Gemeinsamkeit zum Ausdruck zu bringen sucht.

Dieser supra-nationale Mensch nun hat als typisches Erzeugnis des modernen Kapitalismus einen

Grundstock von Eigenschaften aus denjenigen Völkern mitbekommen, welche als die ersten Träger dieses Kapitalismus in der Wirtschaftsgeschichte zu gelten haben. Es sind dies Holländer und Engländer gewesen. Es ist uns heute geläufiger, den Engländern diesen „kapitalistischen Geist" zuzusprechen, was sich daraus erklärt, daß man ihn heute an dem wohlstandsmäßig höher entwickelten englischen Volke plastischer beobachten kann als an den in den volkswirtschaftlichen Hintergrund gedrängten Holländern. Aber der Holländer des 17. Jahrhunderts ist bereits der Typus des Nur-Wirtschaftsmenschen und tritt als solcher fremden Beobachtern, selbst damaligen Engländern vor Augen. In Holland, so schreibt Sir William Temple, ist „Gewinn gesuchter als Ehre"; alle Schriftsteller der Zeit betonen die ausschließliche Geschäftigkeit der Holländer, und Sir William Temple erklärt sich sogar ihre augenscheinliche Kühlheit in der Liebe dadurch, daß sie „von ihr abgelenkt seien durch die allgemeine Beachtung, die ein jeder seinem Geschäft entgegenbringe".[56]) Die Engländer verstehen es, diese Geschäftlichkeit zu methodisieren und ihr ein festes Rüstzeug in der religiösen Berufsethik zu geben. Diese bildet das aktive Element in der Verbindung von Geschäft und Religiosität, während gleichzeitig die Toleranz das passive Moment bildet, welches dem Geschäftsleben entgegenkommt. Denn die Toleranz bewirkt, überall wo sie geübt wird, daß religiöse Bekenntnisse nicht mehr als Hemmung der wirtschaftlichen Betätigung des einzelnen entgegenstehen. In der A-Religiosität des modernen Wirtschaftsmenschen resp. in der Anpassung seiner Religiosität an das wirtschaftliche Erfordernis liegt jedenfalls ein supranationaler — weil allgemein modern-wirtschaftlicher — Charakterzug. Katholische Länder stehen heute dem

internationalen Geschäftsleben ferner als protestantische oder profanisierte. Länder, die sich weltwirtschaftlich zurückgedrückt fühlen und mit den Fortschritten anderer Schritt halten möchten, wie Frankreich, haben die Trennung von Kirche und Staat vollzogen. Der Katholizismus aber hat sich bezeichnenderweise nicht auf eine wirtschaftlich-liberale-wettbewerblich-entwicklungsmäßige Richtung in weltlichen Dingen festgelegt, sondern auf einen besonderen „Sozialismus", jedenfalls also auf eine Richtung, welche als Verteilungs-Richtung von dem Nexus des geschäftlich Produktiven ablenkt.[57]) Der supra-nationale Mensch ist also a-religiös oder seine Religion ist aller störenden Einflüsse auf die Wirtschaftlichkeit beraubt, ethisch, aber nicht mehr in erster Linie transzendental-außerweltlich gebunden. Schon aus diesem Grunde ist der supra-nationale Mensch stark anglo-amerikanisch orientiert.

Ebenso tritt er da am stärksten in Erscheinung, wo andere Bindungen des Wirtschaftslebens zurückgedrängt erscheinen.

Der supra-nationale Mensch entlehnt eine Fülle von Eigentümlichkeiten dem Wesen der Großstadt. Berliner, New Yorker, Londoner oder Pariser haben eine Gleichförmigkeit als Großstadtmenschen angenommen, welche nationale Eigentümlichkeiten nivelliert. Anders würde ein Vergleich alteuropäischer Landbewohner miteinander ausfallen. Wie verschieden sind Sitten, Lebensanschauungen und Lebenshabitus, die Einstellung zum Wirtschaftsleben, zum Beruf beim schottischen Pächter, toskanischen Bauern und ostelbischen Gutsbesitzer. Eine Verpflanzung von alteuropäischen selbständigen Landbewohnern in andere Gebiete hat deshalb auch nur solange stattfinden können, wie diese Gebiete unzivilisiert waren und sich die jeweilige Prä-

gung der einwandernden europäischen Landwirte aufdrücken ließen. Wo der Boden für solche kolonisatorischen Auswanderungen nicht mehr vorhanden ist, fällt die Bauernauswanderung Westeuropas so gut wie fort, es sei denn diejenige englischer Pächter, bei denen eben gerade das Pachtsystem das Bodenständig-Differentielle zugunsten des Mobil-Nomadenhaften bereits abgeschliffen hat. Beim internationalen Großstädter wird schon das Wort „Verpflanzung" unangebracht erscheinen. Wenn ein deutscher Bankier sich in New York oder London niederläßt, ein Vertreter längere Zeit das Ausland bereist, so nimmt er von Hause aus einen Komplex internationaler Gewohnheiten mit, einen Lebens- und Geschäftshabitus, der supra-national ist und demgemäß überall „zu Hause". Die Großstadt ist ein Zentrum der Supranationalität. Der in ihr am stärksten ausgeprägte Rhythmus des Kapitalismus schafft gleiche Manieren und Lebensgewohnheiten. Die kapitalistische Großstadt zwingt zu gleicher Tageseinteilung, das deutsche Mittagessen, die Tischzeit von 12—2 verschwindet und macht dem späten „dinner" Platz, die sportliche Betätigung nimmt als gesellschaftliche Betätigung einen bisher ungewöhnten Platz ein (Golf z. B.), weil sie Ausruhen und physische Gymnastik als Ausgleich der sitzenden Beschäftigung im geschlossenen Raume bedeutet, die ländliche „Gesellschaft" wird in allen großstädtisch-kapitalistischen Ländern durch den Kaufmann bereichert, der aus mannigfachen Gründen den Besitz eines Landgutes anstrebt. Die Mode wird das typische Vorrecht internationaler Großstädte. Damit wird die Kleidung und der gesamte modisch gestaltbare Komfort des großstädtischen Lebens supranationalisiert. Die Polyglottie des Großstädters — viel bezeichnender als etwa die in ihrer internationalen

Durchdringung recht langsam fortschreitenden Esperantosprache — ist ein weiteres Moment seiner Supranationalisierung. Es wäre eine interessante Aufgabe der Spracherforschung, zu untersuchen, zu welchen international anzusprechenden Wortbildungen die weltwirtschaftliche Entwicklung geführt hat.

Mit alledem wird auch die „Gesellschaft" bis zu einem bestimmten Grade internationalisiert. Man ist berechtigt von einer „internationalen Gesellschaft" zu reden, die sich in Paris und London, in Nauheim und Monte Carlo, in Biarritz und Assuan zusammenfindet. Es ist eine bekannte Tatsache gewesen, daß es gerade den Vertretern des Deutschen Reiches — auch den diplomatischen und gerade ihnen! — schwer gefallen ist, in dieser „Gesellschaft" Aufnahme zu finden. Zwar wurde keineswegs darüber geklagt, daß man den deutschen Vertretern durch irgendwelche Unliebenswürdigkeiten ihre Abseitigkeiten fühlbar machte, allein man beschränkte im allgemeinen den geselligen Verkehr auf die offiziellen Gelegenheiten — es gab natürlich Ausnahmen, wie etwa den Fürsten Bülow in Rom —, während gerade das Verwachsen mit den internationalen Gesellschaftskoterien auf rein privatem Wege für die Diplomatie eine gewisse, recht intensive Bedeutung hätte haben können. Der Grund lag wohl darin, daß sich der deutsche Diplomat in erster Linie als Zugehöriger zu einem bureaukratischen „Stande" betrachtete, fast immer bei nur denkbarer Gelegenheit in Uniform und mit Ordensbehang auftrat und sich damit von vornherein jedes internationalen Gepräges entkleidete. Es ist daher das sofortige Bemühen der Zeit nach 1918 gewesen, wichtige Posten der Diplomatie mit Männern zu besetzen, die — aus den Kreisen des internationalen commercium kommend (Stahmer,

Wiedfeld) — das Supranationale mitbrachten, das als Grundlage eines Sicheinfühlens in die internationale Gesellschaft zu betrachten ist.[58])

Gerade die Loslösung von bestimmten Ständen und national zu typisierenden Klassen zeichnet den „homo supra-nationalis" aus. Die frühzeitige Loslösung der Mitglieder einer Aristokratenfamilie aus dem Nexus der Besonderheiten, welche der Stand auferlegt, hat die englische Hocharistokratie zwar nicht im „Gesellschaftlichen" verbürgerlicht, aber wirtschaftlich frei gemacht und damit einer fesselnden Hemmung beraubt. In Deutschland war umgekehrt die Bedeutung des „Standes" so einschneidend, daß nicht selten große Automobilfirmen ihre Vertretung einem prinzlichen oder gräflichen Sproß anvertrauten, um dem Publikum durch die Vornehmheit der Vertretung zu imponieren und die Abschlüsse der rein geschäftlichen Sphäre gewissermaßen zu entrücken. Nicht selten wurde im Ausland darüber gelächelt, daß Deutsche mit der Betonung ihrer Titel und Würden von vornherein einen „Eindruck" hervorzurufen suchten, der für zahlreiche Länder durch solche keineswegs gegeben ist, wie denn z. B. die Zugehörigkeit zum akademischen „Stande", beglaubigt durch ein Dr. phil. oder Dr. jur. auf der Visitenkarte oder die Eingliederung in den militärischen Hierarchismus durch das obligate „Leutnant d. R." mit den entsprechenden hochklingenden Zusätzen der die Regimenter betreuenden Fürsten weder der internationalen, nur durch Familien- und Gesellschaftsmerkmale zusammenhängenden „society", noch den Geschäftsleuten, die nach Leistung ausschauen, zu imponieren vermochte. Die Kommerzialität in ihrer rein wirtschaftlichen Ausrichtung bringt es mit sich, daß der aus ihrem Austauschwesen geborene supra-nationale Mensch

„standes"- und „titel"-los ist. Denn sowohl Stand wie Titel sind Äußerlichkeiten, die ohne weiteres als charakteristisch für nationale Differenziertheiten soziologischer und staatspolitischer Art anzusehen sind. Ein ähnlicher Scheidungsprozeß, wie er sich innerhalb der Volkswirtschaften überall da vollziehen mußte,[59]) wo das Wirtschaftsleben die Ständewirtschaft und ihre soziologischen Verästelungen als Hemmnis empfand, vollzieht sich heute zwischen der Volkswirtschaft und dem internationalen Wirtschaftsleben. So sehr sich nationale Instinkte dagegen wenden und wehren mögen: es ist ein „Übervolk" in seinen Urumrissen zu erkennen.

24. Scheidung oder Synthese der Volkscharaktere durch die Wirtschaft.

Die Frage entsteht: inwieweit die nationalen Differenzierungen des Volkscharakters ihre volkswirtschaftliche Berechtigung beibehalten, in welchem Maße es möglich und geboten ist, sie der Supranationalisierung zu entziehen.

Damit wird eines der schwierigsten Probleme des gesamten modernen Lebens aufgeworfen. Man vergesse nicht, was zu Eingang unserer Arbeit von der Subjektivität und Relativität des Wohlstandsbegriffes gesagt wurde. Derselbe kann nicht ausschließlich als ein rein wirtschaftliches Ziel — die Vermehrung des Reichtums nach statistisch erfaßbaren Merkmalen — betrachtet werden. Der Begriff „Volkswohlstand" ist kein Rechenexempel, keine exakte Wahrheit, sondern ein Begriff der Zwecksetzung und Mittel. Ein Volk, das unter seinem Wohlstand den Genuß hoher geistiger und sittlicher, traditioneller und künstlerischer Güter mit einbegreift, wird anders über die Vereinheitlichung seiner Bedürfnisse zugunsten des

wirtschaftlichen Fortschritts denken als jenes, das jene Genüsse dem wirtschaftlichen Leben unter- und einordnet. Die Gleichform des Volkslebens, durchgeführt wie in Amerika, bedeutet vielleicht eine Leistung im Sinne des möglichst gerade auf sein Ziel zusteuernden Kapitalismus, aber sie bedeutet nicht weniger ein rein formelles Ergebnis wie die Stereotypisierung durch Militär- und Stände-Staat. Einheitlichkeit bedeutet in beiden Fällen nicht Vollkommenheit. Vollkommen jedenfalls erscheint der Staat, dessen Volk es fertig bringt, mit dem notwendigen, durch die internationale Arbeitsteilung gegebenen Maß von Verwirtschaftlichung Eigenschaften der Kultur, Gesittung, Vergeistigung und Ästhetik zu bewahren und noch weiterzubilden. Das äußerlich geeinte Rußland des Zarismus war eine Unvollkommenheit, weil es eine wirtschaftliche Struktur mit Mitteln der imperialistischen Despotie einem Volk aufdrängen wollte, dessen Charakter keineswegs für diese, dem Vorbilde anderer Länder entlehnte Wirtschaftsstruktur die Reife besaß. Der ebenfalls als Einheitlichkeit erscheinende russische Räte-Staat krankt nicht minder an einem Schematismus — obschon der Form nach Einheit —, indem er eine theoretisch konstruierte Wirtschaftsform ohne Rücksicht auf die soziologische Struktur des Landes und seine rein-wirtschaftlichen Bedürfnisse durchzusetzen sucht. Er ist nicht vollkommener als der Zarenstaat.

Es gilt also, die differentiellen Eigenschaften eines Volkes — welcher Art sie auch seien, ob im Traditionell-ständischen, ob in künstlerischer Veranlagung oder akademischer Hinneigung bestehend — in einen harmonischen Ausgleich mit den Forderungen der Verwirtschaftlichung zu bringen. Zweifach ist die Gefahr. Die eine besteht in einer aus irgend welchen Momen-

ten des Gefühls, der Pietät, des Nationalismus und Chauvinismus herausgeborenen Bestrebung, dem Volkscharakter einen „Schutz" vor dem Fremden angedeihen zu lassen. Dieser volkscharaktereologische Protektionismus ist nicht nur in Ländern vorhanden, deren Geschichte, wie diejenige Deutschlands, noch nicht allzu lange vom mittelalterlichen Stände-Staat entfernt ist. Er macht sich nicht nur als „Konservativismus" oder einzelstaatlicher Partikularismus, als „Reaktion" gegenüber einer Verfreiheitlichung, Demokratisierung und Vereinheitlichung der Gesellschaft in alt-europäischen Ländern bemerkbar und hat hierbei seltsamerweise die parteipolitischen Extreme zuweilen zusammengetrieben, wie etwa deutsche Konservative und deutsche Sozialdemokraten vielfach in ihrem Kampf gegen Börse und Großkapital, Juden und Vernichtung des Mittelstandes übereinstimmten. Der volkscharaktereologische Protektionismus ist nämlich heute ebenso stark in den Vereinigten Staaten als Schutz der amerikanischen Gleichform des Lebens und als Abwehr gegen eine volkscharaktereologische Überfremdung vorhanden, die dem großkapitalistischen Mechanismus gefährlich werden könnte. Versucht man vielfach in Europa die hergebrachte Differenzierung des Volkscharakters zu schützen, so schützt man drüben den „brand": amerikanischer Mensch durch rücksichtslose Absperrung von differenzierenden Elementen. (Siehe die neuen Einwanderungsgesetze!) Der Schutz vor dem „Fremden" ist beiden Bestrebungen gleich.

Die zweite Gefahr eines harmonischen Ausgleichs zwischen differenziertem Volkscharakter und integrierender Wirtschaft liegt in der Vergewaltigung des ersteren durch eine Aufoktroyierung von

Eigenschaften, die ausschließlich das Ökonomische betreffen. Es ist nicht nötig, daß man das deutsche oder englische Volk (das letztere setzt dem einen viel hartnäckigeren Widerstand entgegen) „amerikanisiere". Es ist nicht nötig, daß man mit der Propaganda für die Methoden einer „Kultur der Gleichform" den Ländern Westeuropas den Schematismus des amerikanischen Lebenshabitus, die Gleichförmigkeit seines Bedarfes, Geschmackes und die Primitivität (die ebenfalls wie alles Primitive immer „Gleichform" ist) seines kulturellen Gesichtsfeldes beibringt. Es ist nicht nötig, ja es ist sehr fraglich, ob eine solche Propaganda selbst den wirtschaftlichen Interessen Europas entspricht. Nachdem der Krieg die wirtschaftliche Produktionskosten-Basis der westeuropäischen Industrie unterminiert hat, ist es Mode geworden, zur Herabminderung der Herstellungskosten die Anwendung rationellerer „amerikanischer" Methoden zu fordern. Man erinnert immer von neuem an das System der „auswechselbaren Teile", an Ford, an vielerlei Mechanistisches im amerikanischen Wirtschaftsleben. Es fragt sich, ob eine solche Übertragung — ganz abgesehen von dem früher erörterten Momente der Unwirtschaftlichkeit in der Verwendung vieler amerikanischer Methoden und Betriebssysteme im Rahmen der kleiner geformten Europa-Wirtschaft — nur vorteilhaft sein würde. Zweifellos würde sie der Teilung der wirtschaftlichen Welten in Länder, welche heute noch in der auf gelernter Handarbeit und traditionellen Arbeiterstämmen beruhenden Fertig-Erzeugung und Qualitäts-Fabrikation ihren Schwerpunkt finden, und in solche, welche in erster Linie Rohstoff-, Halbzeug- und Schwerproduktlieferanten sind, entgegenarbeiten und einer vielleicht später sich entwickelnden Gleichförmigkeit beider Welten vorgrei-

fen. Die Mechanisierung der Arbeiterschaft durch eine noch stärkere Mechanisierung des Erzeugungsprozesses würde die Fähigkeit Europas zu hochwertigen Erzeugungen ebenso mindern, wie dies heute noch in den USA der Fall ist, und dies würde beim Wiederaufleben des weltwirtschaftlichen Reichtums ein Nachteil für die Länder Alt-Europas sein. Dazu käme, daß die mit der Mechanisierung des Produktionsprozesses verbundene Mechanisierung des Bedarfes gerade die Eigenart der westeuropäischen Märkte zerstören müßte; denn diese besteht heute noch darin, daß ein vielgliedriger, durch starke Differenzierungen des sozialen Volkscharakters bedingter Bedarf den Boden für eine mit der amerikanischen Massenerzeugung nicht vergleichbaren Fabrikation schafft.[60]) In dem Maße wie man diese zerstören würde, wenn der Produktionsprozeß mit Gewalt übermechanisiert würde, würde man auch der amerikanischen Konkurrenz den Eintritt nach Europa verschaffen, der ihr heute nur auf einem begrenzten Gebiete der stereotypisiert-amerikanischen Massenartikel zusteht.

Umgekehrt: wird eine Nicht-Ausrottung differentieller Volkseigentümlichkeiten, wenn sie sich ohne Konflikt mit den wirtschaftlichen Erfordernissen durchhalten läßt, den reichen schöpferischen Boden erhalten, der von Wichtigkeit bleibt, solange die Menschheit in der Verfeinerung ihrer Bedürfnisse fortschreitet. Ein solcher Fortschritt ist im Laufe des 19. Jahrhunderts trotz der rapiden Entfaltung von Technik und Kapitalismus, trotz des beschleunigten Tempos des Lebens möglich gewesen, möglich geblieben, wenn auch vom künstlerischen Standpunkt gewertet der neue Stil vielfach nur ein „Barock" gewesen ist, oder wie in der Musik die erhöhte Technik des Orchesters zu einer Übertönung der klassischen Einfachheitsmelodik durch

kontrapunktistisches Können führte, im Theater zu einer Hervorkehrung der „Regie", im Wohnstil zu einer stärkeren Hervorhebung des Kunstgewerbes gegenüber der handarbeitlichen Künstlerschaft. Wer heute noch der Phantasie, der Schöpferkraft des geistigen Durchdringens, der Wissensgier des einzelnen eine die Gesamtheit vorwärtstreibende Kraft zuerkennt, die stärkere Wirkungen zeitigt als die Disziplinierung und Vereinheitlichung des Lebenshabitus, der wird Amerikas Kultur nicht gegen europäische vertauscht wissen wollen. Es ist Amerikas Nachteil in der Wirtschaftsgeschichte gewesen, die so glänzend für diesen Neustaat verlief, daß es auf fast allen Gebieten des Wirtschaftslebens an Übertreibungen zu leiden hat.[61]) Es hat mit Hilfe der schwarzen Bevölkerung zwar rascher als es sonst möglich gewesen wäre, seine Volkswirtschaft ausgebaut, aber es hat damit für alle Zeiten das schwerste aller heutigen Bevölkerungsprobleme geerntet. Es hat mit einer beispiellosen Energie den mittleren und fernen Westen landwirtschaftlich organisiert, aber das schnelle Tempo dieser Entwicklung hat zu Wirtschaftskrisen geführt, die kein anderes Land in gleichem Ausmaß wie die Union durchgemacht hat. Es hat in der Entwicklung der industriellen Betriebsgröße und der Riesenunternehmung Phänomenales geleistet, aber damit nur die Entwicklung zu Riesenmonopolen der Privatwirtschaft beschleunigt, die heute im Trustwesen zu einer Gefahr geworden sind, die tiefgreifende soziologische Folgen zeitigt. Wird die vom Standpunkt der Einheitlichkeit und Gleichform bewunderswert durchgeführte Mechanisierung der Produktion, die Genesis des amerikanischen Einheits-Menschen nicht vielleicht ähnliche Wirkungen bringen, also dann nicht nur vom Standpunkt der Kultur-Vervollkommnung, sondern selbst vom Standpunkt

der Volkswirtschaft, wie sie die Amerikaner sehen, nachteilig werden?

Der Gedanke eines supra-nationalen Menschen und eines entstehenden entnationalisierten „Über-Volkes" braucht denjenigen nicht zu schrekken, der emsig an der Erhaltung differenzierter Volksstrukturen festhalten möchte. Kein Dorf braucht der Stadt, keine Kleinstadt der Hauptstadt, kein Bundesstaat dem Reich, kein Reich der Weltwirtschaft die Notwendigkeit zu bestreiten, differenzierte Hemmungen zugunsten der Vereinheitlichung gleichen Bedarfs abzuschleifen. Es hätte sich bitter gerächt, wenn man den Posthaltern zuliebe die Eisenbahnen unterdrückt hätte, und es wird sich immer an allen Beteiligten, also auch an den auf Differenzierung Bestehenden rächen, wenn man Bedürfnisse einer größeren Wirtschaftseinheit zugunsten einzelner Teileinheiten mangelhafter befriedigt. Und andererseits: Der Gedanke bestehenbleibender starker völkischer Differenzierungen braucht nicht von den Vertretern rein wirtschaftlich eingestellter Kreise als unbedingte Hemmung des „übervölkischen" Fortschritts angesehen zu werden. Es ist sehr wohl denkbar, daß der kommende supra-nationale Mensch den Organisationssinn des Deutschen, seinen Anpassungsgeist, seine geistige Hinneigung, wenn sie auch zuweilen wirtschaftlich hemmend zu wirken schien, benötigt, um die Aufgaben vollkommener Weltwirtschaft zu lösen, und daß man dereinst die traditionellen Verhältnisse eines beamtlich geschulten, akademisch gebildeten, organisatorisch tendierenden Volkes als Ingredienz des Supranationalen ebenso sehr benötigt, wie dereinst die Entwicklung wettbewerblich-individualistischer Charaktereigenschaften anglo-amerikanischer Provenienz. Es wäre zu bedauern, wenn der Begriff „Volkscharak-

ter“ den sachlichen Gedankengängen abwägender Betrachtung zugunsten parteipolitischer, weltpolitischer und von Leidenschaften verzerrter Ziele entrückt würde. Auch hier muß der Weg zwischen Erhaltung des alten und der vorwärtsdrängenden Macht des neuen Lebens gefunden werden.

Anmerkungen.

[1]) Es überrascht immer wieder, wenn man selbst in modernen Lehrbüchern feststellen muß, wie gering die Bedeutung des Volkscharakters gegenüber den allgemeinen „menschlichen" Eigenschaften des Wirtschaftssubjektes eingeschätzt wird. Man vergleiche z. B. das ausgezeichnete Lehrbuch von Professor Alfred Marshall (Oxford), Principles of Economics, Part I. 1898. S. 1: Nationalökonomie ist nach ihm „einerseits" ein Studium des Reichtums, andererseits — und dies ist noch wichtiger — ein Teil-Studium vom Menschen. Freilich wird auf S. 65 darauf hingewiesen, daß frühere Volkswirtschaftler davon ausgingen, daß die Eigenschaften und Fähigkeiten des „Menschen" eine „feste Größe" seien, während der moderne Nationalökonom davon ausgehe, daß „sie ein Produkt der Umstände seien, unter denen der Mensch lebe", aber es wird hieraus keineswegs der Schluß gezogen, das Studium des Volkscharakters an Rang neben das des „Menschen" zu stellen. Auf S. 87 wird nochmals hervorgehoben, daß die frühere Nationalökonomie „ihre Aufmerksamkeit zu viel auf die Motive des individuellen Handelns konzentriert habe." Aber es wird dieses Manko nicht etwa in Beziehung gesetzt zu dem Erfordernis stärkerer volkscharaktereologischer Differenzierung, sondern lediglich zu demjengien stärkerer „sozialer" Einstellung. Bedeutend weiter ist freilich G. v. Schmoller in seinem Grundriß der Volkswirtschaftslehre, Band I. Leipzig. 1904 gegangen, in dem er der „ethnographischen Einzelbeschreibung" einen weiten Spielraum einräumt. Frühere deutsche Nationalökonomen wie Schäffle, „Die Nationalökonomie" Leipzig. 1861. S. 23, erkennen wohl die Bedeutung des Volkscharakters für die Wirtschaft: „Die wirtschaftliche Persönlichkeit entwickelt sich verschieden bei verschiedenen Individuen, Ständen, Völkern, Geschlechtern, Altern, Zeit-

perioden je nach geistigen und natürlichen Anlagen, Rasse, Abstammung, Geschichte, Kultur-Berührungen, dauernden und zufälligen äußeren Einflüssen, nach Lebensgang, erhaltenen Eindrücken und Erfahrungen." Eine Untersuchung dieses Konglomerats volkscharaktereologischer Einzelheiten wird aber auch von ihm nicht angestrebt, da ihm wie anderen das Gewicht dieser Einzelheiten gegenüber der Bedeutung des aus den allen Völkern gemeinsamen, gleichen Eigenschaften konstruierten „Menschen" irrelevant erscheint. Professor A. C. Pigou beschäftigt sich in seinem sehr beachtenswerten Buche „Wealth and Welfare" 1912. S. 52 ff. sehr eingehend mit der Frage des „Volkscharakters" (das englische Wort „quality of the people" drückt freilich nicht den Sinn von Charakter aus), aber er polemisiert fast ausschließlich mit den Lehren der Biologen (Einfluß von Vererbung, Umgebung) im Sinne der „Tüchtigkeit" der Bevölkerung, ohne der eigentlichen soziologischen Bedeutung der volkscharaktereologischen Probleme näher zu kommen.

Auch die neueste und beachtenswerteste größere Arbeit auf soziologischem Gebiete „Hauptprobleme der Soziologie" (Erinnerungsgabe für Max Weber, Duncker und Humblot 1923) bringt keine eigentliche Betrachtung des Volksbegriffes nach der charaktereologischen Seite. Vielmehr wird in derselben von den verschiedensten Verfassern an Stelle dessen ein besonderes Schwergewicht auf den Begriff „Gesellschaft" gelegt, die häufig mit „Volk" identifiziert wird. Diese wird selbstverständlich als differenziert-typisch anerkannt. Mit Recht verweist Eulenburg in seinem Beitrag auf die Bedeutung Max Webers, auf dessen Forschungen erst eine Vertiefung des Typenbegriffes zurückgehe, allein auch er sieht das Entscheidende mehr in dem „Klassen"-mäßigen als in der Charaktereologie. Auch das ebenfalls in diesem Werk von Werner Sombart äußerst geschickt entrollte Bild historischer Gesellschafts-Typologie zeigt, wie gering das Interesse gewesen ist, das frühe Nationalökonomen und Sozialphilosophen (inklusive der Sozialisten) dem Begriff „Volkscharakter" entgegenbrachten.

[2]) Vgl. z. B. Hettner, Englands Weltherrschaft. 1915.

[3]) Vgl. R. Stammler, Wirtschaft und Recht. Neue Auflage. Leipzig. 1914. S. 178 und 179, sowie Buch IV. „Soziale Teleologie" passim.

[4]) Vgl. Max Weber, Die „Objektivität" sozialwissenschaft-

licher und sozialpolitischer Erkenntnis. Archiv für Sozialwissenschaft. 1904. S. 22ff. vgl. insbesondere die Auffassung auf S. 82—85.

[5]) Auch Robert Willbrandt schreibt in „Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre" 1908 (Ehrengabe an Schmoller) VIII S. 10: „So ist es denn zwar nicht Wissenschaft, aber auch nicht leeres Gerede, nicht „Ideologie", sondern Glaube, was zielbestimmend wurde: es ist der ganze Mensch, der so der Wissenschaft die Zwecke setzt, die nicht aus ihr selbst, sondern allein aus der Fülle menschlichen Seelenlebens kommen." Die Begründung dieses „Mensch"-Begriffes auch für die national- und sozialökonomische Betrachtung, wie sie Willbrandt geschichtsphilosophisch darstellt, ist gewiß richtig; auch trifft es zu, daß aus der rein begrifflichen Mensch-Abstraktion sich a) der wirtschaftliche, b) der staatliche Mensch als Konkretisierung herauslösen. Allein nicht erkannt wird von Willbrandt, daß neben dem Mensch-Begriff der Volk-Begriff möglich ist und daß dessen Hineinarbeitung in die Nationalökonomie zu völlig anderen Gesichtspunkten (auch gegenüber den Willbrandt'schen Untergruppen: wirtschaftlicher und staatlicher Mensch) geführt haben würde.

[6]) Vgl. Mathew Arnold, Culture and Anarchy. Neue Ausgabe Thomas Nelson and Sons. S. 89 und passim: „Jedermann wird bemerkt haben, welche seltsame Sprache in den letzten Diskussionen über die möglicherweise stattfindende Erschöpfung unserer Kohlenlager gebraucht wurde. Unsere Kohle, so sagten Tausende von Menschen, ist die wahre Grundlage unserer nationalen Größe. Wenn unsere Kohle knapp wird, so ist Englands Größe besiegelt. Aber was ist „Größe?" — so läßt uns der Kulturbegriff fragen." Vgl. auch S. 90—91.

[7]) Sehr beachtlich ist, was Pigou a. a. O. S. 3ff. über Wohlstand sagt. So z. B.: „Wirtschaftlicher Wohlstand ist im Allgemeinen ein Teil des Wohlstandes überhaupt. Es ist ein Wohlstand, der in Verbindung mit der Entstehung und dem Verbrauch des nationalen Reineinkommens zuwege kommt . . ." Er verweist darauf, daß dieser Wohlstandsbegriff nicht z. B. die geistigen Fortschritte enthalte, die aus der materiellen Verarbeitung der nationalen Reineinnahmen — also der bloßen körperlichen Befriedigung mit Gütern — sich herauskristallisieren. An dem kulturellen Wohlstandsbegriff und seiner partiellen Gegensätzlichkeit zum rein ökonomischen geht er aber vorüber.

[8]) Vgl. z. B. „Die Juden und das Wirtschaftsleben". 1911. S. 300 ff.

[9]) Vgl. Karl Wildhagen, Der englische Volkscharakter. 1925.

[10]) Vgl. W. Lyonel Blease, A short History of english Liberalism. 1913. S. 53.

[11]) Vgl. Lujo Brentano, Erbrechtspolitik. 1899. S. 363/64.

[12]) Vgl. als maßgebende Quelle Ernst Troeltsch, Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen. 1912. Bd. II, S. 571 (III. Der Protestantismus, 2. Das Luthertum. Die Wirtschaft) ff. Ferner den ganzen Abschnitt über den Calvinismus. S. 605 ff. Zusammenfassend u. a. S. 652/53: „Wenn die Leidsamkeit und Ergebungsgeselligkeit des Luthertums, verbunden mit seiner Gefühlswärme und Naivität, seiner gelegentlichen Freigabe des natürlich-triebhaften Empfindens großen Teilen der deutschen Kultur bis heute ihren Charakter der Abhängigkeit und der Gemütlichkeit zugleich aufgeprägt hat, so hat die Schule Calvins den calvinistischen Völkern die persönliche Reserve, die sachliche Nüchternheit, die aggressive Initiative und die rationalistische Planmäßigkeit des Zweckhandelns anerzogen. Indem nun aber die Berufsarbeit sowohl Spielraum als Disziplinierungsmittel für diese innerweltliche Askese war, erhielt auch der Berufsbegriff hier eine neue, besonders akzentuierte Bedeutung, die ihn nicht bloß von der katholischen, sondern auch von der lutherischen Auffassung unterscheidet. Sie bildet die Brücke zu dem modernen Berufsmenschen."

[13]) Die genaue Quellenangabe findet sich in meinen Schriften: „Die Grundlagen des ökonomischen Liberalismus in der englischen Volkswirtschaft". Jena. 1912. Kapitel IV. „Die Bedeutung der puritanischen Berufs- und Arbeitsethik", ferner in „Soziologische Studien über das englische Volk". Jena. 1920. S. 33 ff. und passim.

[14]) Vgl. auch die sehr beachtliche frühe Schrift des hochkirchlichen Archdeacon und Professors W. Cunningham, dessen spätere wirtschaftshistorische Werke allgemeine Anerkennung gefunden haben: „Politics and Economics" London. 1885. S. 46 ff. „Aber obschon das göttliche Gesetz aufhörte von mächtiger Triebkraft zu sein, wäre es ein Irrtum, zu meinen, daß die politische Betrachtung sogleich ihren religiösen Ton und Charakter verloren hätte . . . obschon man sich nicht mehr auf das göttliche Gesetz als entscheidende Autorität bezog, wurde doch die ganze Struktur der Gesellschaft als ge-

wissermaßen auf religiöser Basis ruhend behandelt, denn diese Struktur ruhte auf dem Naturgesetz, das eben seiner Entstehung nach Gottes Gesetz war." Cunningham stellt dieses weitreichende Natur-Gesetz thomistischer Art in einen Gegensatz zu der puritanischen Auffassung von der aus dem alten Testament „engherzig" herausinterpretierten Lebens-Ethik. Es ist interessant zu konstatieren, daß auch für diejenigen Engländer, die nicht wie der Dissent auf dem Wege des Individualismus zu einer „natürlichen" Auffassung von der sozialen Entwicklung gelangten, die Übereinstimmung des Göttlichen mit dem „Natürlichen" betont wird.

[15]) Vgl. auch hier Troeltsch a. a. O. Bd. II. S. 956: „Das System der festen Preise, die Standardisierung fester Qualitätsgruppen, der Aufbau des Geschäfts auf strengste formalistische Ehrlichkeit, der Grundsatz 'honesty is the best policy', alles das hat hier (calvinistische Wirtschaftsethik) seinen Ausgangspunkt." Vgl. auch S. 955.

[16]) Vgl. u. a. den vorzüglichen Aufsatz von L. von Wiese in „Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre", Leipzig 1908, Band I (Ehrengabe an Schmoller) S. 26, III. „Es war natürlich, daß diese Theoretiker weniger die Produktion selbst als die Verteilung des Produktionsertrages beschäftigte."

[17]) Vgl. für diesen ganzen Fragenkomplex: H. Levy, Ökonomischer Liberalismus. S. 69. Armen- und Arbeitslosenfrage.

[18]) Vgl. G. Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. 2. Auflage. 1904 passim.

[19]) Mit Recht erklärt Werner Sombart in „Sozialismus und soziale Bewegung", 1908, S. 289: „ . . . darf man in dem Verlauf, wie ihn die soziale Entwicklung in Australien nimmt, nichts Typisches erblicken. Dazu sind die ökonomischen Verhältnisse zu eigenartig (leider gibt Sombart nicht eine Erklärung dieser Eigenart, wie wir sie im Text angedeutet haben), ist die Bevölkerung zu wenig zahlreich (das ist nicht entscheidend, auch Nordamerika war dünn besiedelt) . . . . Besser sich im alten Europa und in Amerika umsehen . . ." In diesem Zusammenhange ist es interessant, wie sehr sich Sombart gegen die Unterstellung wehrt, daß die soziale Bewegung keine „Einheit" in der Welt aufweise, sondern in England und Amerika unsozialdemokratisch sei. Er muß selbst zugeben, daß starke Differenzierungen vorhanden sind (S. 316. „nicht so stark") und auf diese kommt es ja eben an, nicht etwa darauf, daß hier die Arbeiter-

schaft rein sozialdemokratisch, dort rein standesmäßig organisiert ist. Gerade die Hemmungen des einen oder des anderen sind von Bedeutung.

[20]) Vgl. hierzu meinen Aufsatz: „Die volks- und weltwirtschaftliche Bedeutung der heutigen englischen Arbeiterfrage". Weltwirtschaftliches Archiv. 22. Band. 1925. S. 89ff. Hierzu vor allem den Bericht: Report on the Etablishment and Progress of Joint Industrial Councils. London 1923. S. 1—4 und passim.

[21]) In diesem Sinne sophistiziert auch Sombart über politischen und kulturellen Patriotismus. „Sozialismus und soziale Bewegung", S. 230ff..

[22]) Lujo Brentano, der Nestor der deutschen Freihändler, sagt in seinem „Freihandelsargument", München 1901, S. 22: „Mein Vortrag sollte Ihnen zeigen, wie dagegen der vielverdächtigte Freihandel, weit entfernt die ausländische Produktion auf Kosten der heimischen zu begünstigen, das einzige Ziel verfolgt, durch Nötigung der nationalen Produktivkräfte in diejenigen Wirtschaftszweige, welche die größten Überschüsse über die aufgewendeten Produktionskosten abwerfen, der nationalen(!) Arbeit den höchstmöglichen Lohn, dem nationalen(!) Kapital den größtmöglichen Gewinn und dem Vaterlande die größtmöglichen Bedingungen seines Reichtums und seiner Macht zu sichern usw."

[23]) Vgl. Brentano im Berliner Tageblatt vom Jahre 1924, Nr. 772, im Anschluß an die Tagung des Vereins für Sozialpolitik in Prag, Rauecker ebenfalls im B. T. vom 5. Sept. 1924.

[24]) Vgl. die Tatsachen hierüber in Hermann Levy, „Der deutsche Arbeiter und die internationale Wirtschaft", Berlin. 1925. Näheres über die Stellung der englischen Kohlengruben-Arbeiterverbände zum Dawes-Plan in Financial Times vom 9. Februar 1925.

[25]) Vgl. E. Fimmen, Labours Alternative. The United States of Europe or Europa Limited. London 1924. Diese Schrift ist überaus charakteristisch für die a-nationalen Gedanken im revolutionären Sozialismus.

[26] Vgl. Economist vom 29. November 1924.

[27]) Vgl. hierfür Hermann Levy: Die „innere" Kolonisation, ein Beitrag zur Soziologie des landwirtschaftlichen Kleinbetriebs. Schmollers Jahrbuch. 1911. S. 340 und passim.

[28]) Vgl. für Deutschland Brentano a. a. O. (Erbrechtspolitik), insbesondere S. 223ff.: „Warum herrscht in Altbayern bäuer-

licher Grundbesitz?", für England: Hermann Levy: Entstehung und Rückgang des landwirtschaftlichen Großbetriebes in England 1904.

[29]) Vgl. Hermann Levy: Monopole, Kartelle und Trusts. Jena 1909. S. 263.

[30]) Man vergleiche für diese Dreiteilung die Romane Benjamin D'Israelis zitiert bei Otto Thoma: „Das englische Verfassungs- und Gesellschaftsideal in den politischen Romanen von B. D'Israeli". Emmendingen 1913, S. 33—49 (Adel, Mittelklasse, Proletariat), Matthew Arnold a. a. O. (Barbarians, Philistines, Populace) und C. F. G. Mastermann, „The Condition of England". 1912. (Eroberer, — conquerors —, Vorstädter — surburbans — und Masse — multitude). Eine genaue Darstellung der Unterschiede von deutschem Mittelstand und englischer Mittelklassen findet sich in Hermann Levy, „Soziologische Studien über das englische Volk". 1920. Teil I.

[31]) Vgl. auch hier Eingehenderes in Levy, Soziologische Studien über das englische Volk. S. 14, 25 ff., 57 ff.

[32]) Ein von diesem Gesichtspunkt aus gesehen unfreiwillig belustigendes Buch ist: T. H. S. Escott, „England, its people, polity and pursuits". London 1887. Es ist z. B. bezeichnend, inwieweit der englische Gesellschaftssnobismus in der „Art der Bezahlung eines Berufes" das Merkmal der Höher- oder Unterordnung sieht. So schreibt Escott S. 335: „Ein Schriftsteller hat keine unmittelbaren pekuniären Beziehungen zu denen, die sein Buch lesen. Auch ein öffentlicher Richter nicht. Auch viele Geistliche sind in ihrem Einkommen von der Kongregation unabhängig. Künstler, Rechtsanwälte, Tierärzte, Zahnärzte, Ärzte werden durch eine sofortige Geldsumme bezahlt oder sie schicken einen Scheck zur Begleichung ihrer Rechnung. Das ist also genau das, was ein Schneider, Weinhändler, Schlächter, Kolonialwarenhändler oder sonstiger Detaillist auch tut..." Daraus ergibt sich eine untergeordnetere Stellung der Künstler, Anwälte und Ärzte in der „Gesellschaft"!

[33]) Vgl. auch hier eine köstliche Bemerkung Escotts. S. 335: „Die Einflußsphäre der Künstler, Schauspieler und Musiker ist notwendigerweise auf sehr enge Grenzen beschränkt. Weder gute Gemälde noch gutes Spiel auf der Bühne, noch musikalische Meisterstücke üben einen sehr weitgehenden Einfluß auf unser tägliches Leben und den täglichen Ablauf unserer Geschäfte aus (!). Ein gutes Bild macht wohl ein Aufsehen in der

Kunstwelt. Aber es übt keinen Einfluß auf die Gedanken und gewährt keine Inspirationen der Welt, die außerhalb der Kunst liegt." Dazu käme, daß die Künstler nicht jene „ernsten und methodischen Gewohnheiten" hätten, die einen integrierenden Bestand in der Struktur der englischen Gesellschaft ausmachten. Gründe genug für die deklassierte Stellung des Künstlers in der englischen „society".

[34]) Vgl. Masterman a. a. O. S. 64 ff.

[35]) Vgl. Viscount Haldane, Universities and National Life. 1912. S. 114.

[36]) Lord Roseberry, The Budget 1909. S. 42.

[37]) Mit besonderem Nachdruck ist hier auf die Ergebnisse des amtlichen englischen Berichtes: „Final Report of the Committee on Commercial and Industrial Policy after the War" 1918 (Cd. 9035) zu verweisen, der der Bedeutung deutscher Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit einen besonderen Platz in der Reihe der Umstände zuweist, welche Deutschlands Aufstieg unter den Wirtschaftsmächten begünstigte. „Dazu kam, daß von Anfang an in Deutschland der große Wert der Anwendung der Wissenschaft auf die Industrie vollkommen erkannt wurde, sowie die Notwendigkeit eines engen Zusammenarbeitens beider."

[38]) Vgl. eine ausführliche Darstellung dieser Unterschiede in Levy, „Soziologische Studien", Abschnitt III: Englische und nichtenglische Ausländertypen. S. 127—144.

[39]) Sehr interessant berichtet in dieser Hinsicht Th. Jessee Jones in „Soziology of an New York City Block, Studies in History, Economics and Public Law der Columbia University". Vol. 21. N. 2. New York 1904.

[40]) So von den Quäkern. Vgl. Rowntree, Quakerism, Past and Present 1859. S. 95.

[41]) Vgl. M. Arnold, Friendships Garland. Neue Ausgabe 1903. Es kann hier nicht genug auf die ausgezeichnete Biographie Mathew Arnolds von W. H. Dawson, London 1904, verwiesen werden!

[42]) Vgl. Th. B. Macaulay, Geschichte von England. Deutsch von Beseler. Braunschweig 1861. S. 87 (Bd. I): „Die echten Puritaner begannen daher für das alte Testament eine große Vorliebe zu empfinden, welche sie sich selbst vielleicht nicht bestimmt eingestanden, aber welche sich in allen ihren Gefühlen und Gewohnheiten zeigte. Sie zollten der hebräischen

Sprache eine Achtung, welche sie der Sprache verweigerten, in welcher die Gespräche Jesu und die Briefe des Paulus auf uns gekommen sind; sie gaben in der Taufe ihren Kindern nicht Namen von christlichen Heiligen, sondern von hebräischen Patriarchen und Kriegern..." Vgl. näheres über die Stellung der Cromwellschen Zeit zum Judentum in Levy, „Ök. Liberalismus". S. 48—49.

[43]) Vgl. hier Troeltsch a.a.O. Bd. II passim.

[44]) Culture and Anarchy. S. 238.

[45]) Vgl. T. G. Masaryk, Die Weltrevolution. Berlin 1925. „Die Deutschen haben mitunter selbst den Unterschied zwischen dem neuen und dem alten Deutschland in den Schlagworten formuliert: Weimar — Potsdam? Goethe — Bismarck? Kant — Krupp?" . . . Die Folgen der Verpreußung äußern sich nicht nur in der Politik, sondern auch in der deutschen Philosophie, Wissenschaft, Kunst und allerdings auch in der Theologie. Sobald die in der Nation führenden Männer anfangen, auf Macht und Gewalt zu bauen, verkümmert die Sympathie, die Menschen verlieren das Interesse, die Gefühle oder Gedanken ihrer Nächsten kennen zu lernen usw." Auch hier zeigt sich der bekannte Irrtum, für alle möglichen Länder der Welt die Wirkungen des modernen imperialistischen Kapitalismus und des modernen Wirtschaftsideals ohne sittliche Kritik bestehen zu lassen, Deutschland hingegen in den Winkel idealistisch-romantischer Zurückgezogenheit zurückzuwünschen.

[46]) Levy, Ökonom. Liberalismus. S. 18ff.

[47]) Vgl. ebenda. S. 112.

[48]) Dawson, The Evolution of Modern Germany. 1908. S. 14.

[49]) Vgl. Eckermann, Gespräche mit Goethe. Gespräch vom 28. März 1828: „Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen. Es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten, sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, das gebe ich von Herzen zu, allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht."

[50]) Vgl. hierfür alle Einzelheiten in Hermann Levy, Die Vereinigten Staaten als Wirtschaftsmacht. 1923. S. 60ff.

[51]) Überaus typisch für die Zerstückelung des Produktionsprozesses und damit der Mechanisierung der Arbeitsteilung bleibt immer der amerikanische Schlachthausbetrieb. Nach einem amtlichen Bericht über die „Beef Industry" vom Jahre 1905

waren in einem Chikagoer Betriebe 157 Arbeiter in einem der sog. „Beefkilling-Gangs" beschäftigt. Ein solcher Gang, am besten übersetzt mit Kolonne, übernimmt die Tötung und Weiterverarbeitung des Viehs und zwar vom Hinaufbefördern des Viehs in die obersten Etagen der Fabrik bis zum Verladen in die Züge, jedoch ist in diese Kolonne nicht die Zahl derer eingerechnet, die an Kraftmaschinen, Kühlmaschinen usw. beschäftigt sind. Diese 157 Leute der betr. Fabrik repräsentierten nun nicht weniger als 78 verschiedene Verrichtungen, sie schlachteten 1000 Stück Vieh in zehn Stunden! Man kann sich vorstellen, aus welchen mechanischen Bewegungen diese 78 Verrichtungen noch bestehen!

[52]) Vgl. Julius Hirsch. Das amerikanische Wirtschaftswunder. S. Fischer, Berlin 1925.

[53]) Geradezu grotesk wirken Ausführungen von Professor M. J. Bonn im Berliner Tageblatt vom 6. September 1925 unter dem Titel „Die geistige Krisis in Amerika". Bonn bringt es hier fertig, die kulturspottenden Vorgänge beim Affenprozeß in Tenessee als eine „Krisis" zu verteidigen, die ein Ankämpfen gegen die „bedrohten" Traditionen darstelle und einen Reinigungsprozeß bedeute. Man könnte ihm leicht entgegnen, wenn wirklich dieser Reinigungsprozeß von den geistigen Scheuklappen erst jetzt in den USA beginne, so sei das reichlich spät, besonders die Art, wie dieser „Fortschritt" im amerikanischen Denken sich vollzieht. Zur Beschönigung liegt hier nur für den Auslandsfanatiker ein Grund vor.

[54]) Ein bekanntes Theaterstück heißt W. U. R. (Werstands Universal Robots).

[55]) Ausdruck von Julius Hirsch, S. 220: „Sie (die amerikanische Nation) ist aus mindestens 35 Völkerschaften geworden und will eine Einheit werden. Deswegen muß sie all die zahllosen Verschiedenheiten niederwalzen, die in diesem Lande zunächst ihr heimisches Dasein fortzuführen suchen und es nicht nur im Stil der Holzhäuser, sondern auch in Denken, Leben und heimischer Sprache aufrechterhalten..." Hirsch übersieht die diesem Niederwalzungsprozeß zugrunde liegende modern-ökonomische Entwicklung. Warum bestand er nicht früher, als Amerika in seiner ökonomischen Verfassung stärker dem alten Europa glich?

[56]) Vgl. Sir William Temple, Observations upon the United

Provinces of the Netherlands. London 1693, S. 172 und 188 sowie passim.

[57]) Vgl. Francesco S. Nitti, Catholic Socialism. Aus dem Italienischen von M. Mackintosh. London 1908 passim.

[58]) Daß diese Tendenz auf Widerstände bei der alten Beamtenhierarchie stieß — wie sie Kuno Tiemann in seiner interessanten Schrift „Das auswärtige Amt", Berlin 1920, mitgeteilt und kommentiert hat — sei ausdrücklich festgestellt.

[59]) Vgl. Levy, Soziologische Studien. S. 3 und 42/43.

[60]) Ein Bericht des englischen Ausschusses zur Untersuchung des Überseehandels (Committee on Industry and Trade) vom Juni 1925 schreibt über die Konkurrenzsituation in den USA (S. 453): „Wo Qualität und Handarbeit die entscheidenden Tatsachen sind, verkauft sich die britische Ware in den Vereinigten Staaten ohne Rücksicht auf die Preisstellung. Wo der Preis eine bedeutendere Rolle spielt, haben kontinentale Länder und Japan einen Vorsprung. Wo es sich um Waren handelt, die als Massenfabrikate hergestellt werden können, hat die heimische Industrie ernstlichen ausländischen Wettbewerb so gut wie ausgeschaltet."

[61]) Vgl. näheres bei Levy, Die Vereinigten Staaten als Wirtschaftsmacht unter: „Das Negerproblem" S. 28 ff., „Östliche Agrarkrisis" S. 50, „Einfluß der Krisen" S. 85, sowie das Schlußkapitel: „Gesetzmäßigkeiten und Störungen im amerikanischen Wirtschaftsleben".

Deutsche Handelspolitik. Ihre Geschichte, Ziele und Mittel. Eine Einführung von Prof. Dr. Th. Plaut. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

„Das Wesentliche ist, daß sich das Buch mit allen aktuellen Fragen der Handelspolitik beschäftigt, so daß es für jeden Politiker und jeden Wirtschaftler ein wertvolles Rüstzeug darstellt, noch dazu, da es Plaut gelungen ist, die vielfach verworrenen Fäden zu einem übersichtlichen Gewebe zu verknüpfen." (Wirtschaftsdienst.)

Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. K. Sapper. Mit 70 kartogr. u. statist.-graph. Darstell. Geb. M. 12.—

Grundzüge der Länderkunde. Von Prof. Dr. A. Hettner. Bd. I: Europa. 3., verb. Aufl. Mit 4 Tafeln, 269 Kärtch. u. Fig. i. Text. Geh. M. 11.—, in Ganzl. geb. M. 13.—. Bd. II: Die außereurop. Erdteile. 3. Aufl. Mit 197 Kärtch. u. Diagrammen i. Text. Geh. M. 14.20, in Ganzl. geb. M. 16.—

Die Großmächte und die Weltkrise. Von Prof. Dr. R. Kjellén. Kart. M. 5.—, geb. M. 6.—

Englands Weltherrschaft und ihre Krisis. Von Prof. Dr. A. Hettner. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—

Der britische Imperialismus. Ein geschichtl. Überblick üb. d. Werdegang d. brit. Reiches vom Mittelalter b. z. Gegenw. Von Prof. Dr. F. Salomon. Kart. M. 5.—

Kultur und Sprache im neuen England. Von Prof. Dr. H. Spies. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. C. Brinkmann. (Handbuch der engl.-amerik. Kultur.) Geh. M. 2.80, geb. M. 3.60

Rußland. Eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Von Prof. Dr. A. Hettner. 4. Aufl. Mit 23 Textkarten. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

Japan und die Japaner. Eine Landeskunde. Von Prof. Dr. K. Haushofer. Mit 11 Karten im Text und auf 1 Tafel. Kart. M. 5.—, geb. M. 6.—

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. (Kult.d.Gegenwart. Hrsg. v. Prof. P. Hinneberg. Teil II, Abt. 10.) Hrsg. v. Prof. Dr. K. Diehl. 3. Aufl. [In Vorber. 1926.]

Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Geschichte, Theorie u. Politik. V. Prof. Dr. A. Sartorius Frhr. v. Waltershausen. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. R. Liefmann. Kart. M. 3.—

Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. W. Gelesnoff. Übersetzt von Dr. E. Altschul. 2. Aufl. [In Vorb. 1926.]

Arbeitskunde. Grundlagen, Bedingungen u. Ziele der wirtschaftlichen Arbeit. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachleute hrsg. von Dr.-Ing. J. Riedel. Mit 35 Abb. im Text und auf 2 Tafeln. Geb. M. 15.—

Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde.

Inhaltsübersicht: (jedes Heft ist auch einzeln käuflich)

I. Abteilung: Staatskunde.

Band I: 1. Entwicklung und Grundlagen des Staates M. 6.—. 2. Völkerrecht und Völkerbund. Geschichte der Staatstheorien. Staat und Volk. Staat und Gesellschaft. Verfassungsleben des Auslandes. M. 3.60. 3. Versailler Vertrag.

Band II: 1. Grundrechte und Grundpflichten. Die politischen Parteien in Deutschland. Die Presse. Die Staatserziehung. M. 2.40. 2. Verfassung und Verwaltung des Reiches und der Länder. M. 5.—. 3. Heeresverfassung. Staat und Kirche. Bildungsrecht und Bildungspolitik. M. 1.80. 4. Selbstverwaltung.

Band III: Recht u. Leben. Bürgerliches Recht. Strafrecht. M. 2.40.

II. Abteilung: Wirtschaftskunde.

Band I: 1. Theoretische Grundlegung. M. 2.40. 2. Die Entwicklung der Volkswirtschaft und der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen. M. 1.80. 3. Bevölkerunggslehre. Die berufl.-geselschaftl. Gliederung d. deutsch. Volkes. M. 1.40. 4. Sozialpolit. Sozialversicher. Wohnungs- u. Siedlungswesen. 5. Kartelle u. Trusts. Planwirtschaft u. Sozialisierung. Genossenschaftswesen. Arbeitsrecht. Lohnformen u. Löhnungsmethoden. M. 3.20.

Band II: 1. Landwirtschaft. Gartenbau und Weinbau. Fischerei. Forstwirtschaft. M. 2.40. 2. Bergbau. Industrie und Industriepolitik. Organisation der technischen Arbeit. M. 3.60. 3. Energiewirtschaft. M. 1.80. 4 Betriebswirtschaftslehre. M. 1.20. 5. Verkehrswesen und Verkehrspolitik. Handel u. Handelspolitik. Bankwesen u. Bankpolitik. Geldwesen. M. 6.—. 6. Finanzwissensch. u. Reichssteuersystem.

Ausführliches Verzeichnis kostenlos vom Verlag.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Von Prof. Dr. H. Levy erschien ferner:

DIE GRUNDLAGEN DER WELTWIRTSCHAFT

Eine Einführung in das internationale Wirtschaftsleben.

Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

„Der Verfasser gibt wie unter einem Mikroskop einen Einblick in die Feinheiten des internationalen, die Völker umspannenden Beziehungsnetzes . . . so daß die Darstellung teilweise einer Soziologie der Weltwirtschaft gleichkommt." (Köln. Zeitung.)

„Das Werk ist eine wesentliche Bereicherung der eigentlichen wirtschaftlichen Literatur, an der wir im großen ganzen so arm sind." (Welt des Kaufmanns.)

DER WELTMARKT 1913 UND HEUTE

Kart. M. 4.—

Das Werk zeigt die Ursachen und die Tragweite der heutigen Weltwirtschaftskrise auf. Es gibt einen wirklich klaren Einblick in die verwickelte wirtschaftliche Weltlage in Europa und Übersee, ein Bild von dem Konkurrenzkampf der wichtigsten Industrieländer auf dem Weltmarkt, wobei zum ersten Male durch Heranziehung der entsprechenden Verhältnisse von 1913 ein wirklich maßgeblicher Vergleich mit der heutigen Zeit durchgeführt wird.

DIE ENGLISCHE WIRTSCHAFT

(Handbuch der englisch-amerikanischen Kultur)

Kart. M. 3.60, geb. M. 4.80

„Das Buch liest sich nicht wie ein streng wissenschaftliches Fachwerk; die bekannte Schilderungskunst des hervorragenden Kenners englischen Geistes und englischer Kultur überrascht uns Seite für Seite mit immer neuen Kabinettstücken aus dem hochinteressanten Stoff. Wer sich über das England von heute und seine Wirtschaftskraft eingehend und zuverlässig informieren will, dem sei das Buch Levys warm empfohlen." (Deutsche Allgemeine Zeitung.)

DIE VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA ALS WIRTSCHAFTSMACHT

Kart. M. 4.—

„Das Werk ist eins der besten Bücher, das man über Amerika überhaupt zu lesen bekommt. Auf 135 Seiten finden wir eine Fülle von Angaben über Amerika, über das amerikanische Volk und seinen wirtschaftlichen Charakter, über die Industrie und ihre Probleme, über die wirtschaftstechnische Eigenart der amerikanischen Industrie, vor allem über das Trustwesen, über den Außenhandel und die Außenpolitik, über die Gesetzmäßigkeit und die Störungen im amerikanischen Wirtschaftsleben."

(Anzeiger für Berg-, Hütten- und Maschinenwesen.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Individuum und Gemeinschaft. Grundlegung der Kulturphilosophie. Von Prof. Dr. Th. Litt. 3. Aufl. Geh. M. 11.—, geb. M. 13.—

„Eine sehr wertvolle Bereicherung unserer gesellschaftswissenschaftlichen Literatur. Es handelt sich nicht nur um eine Arbeit, die nach der rein wissenschaftlichen Seite hin bedeutsam ist, sondern die auch, entsprechend den Absichten ihres Verfassers, für unsere politische Entwickelung vor allem nach ihrer sozialen Seite hin Beachtenswertes bietet." (Jahrbücher für Nationalökonomie.)

Theorie des objektiven Geistes. Eine Einleit. i. d. Kulturphilosophie. Von Prof. Dr. H. Freyer. M. 3.40

Probleme der Sozialphilosophie. Von Prof. Dr. R. Michels. (Wissensch. u. Hypoth., Bd. 18.) Geb. M. 5.—

Kapitalismus und Sozialismus. Betrachtungen üb. d. Grundlagen d. gegenwärtigen Wirtschaftsordnung, sowie die Voraussetzungen und Folgen des Sozialismus. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. L. Pohle. 3. Aufl. 2. Abdruck. Kart. M. 3.60, geb. M. 5.—

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 9. Aufl. (ANuG Bd. 2.) Geb. M. 2.—

Staatsanschauungen. Quellenstücke z. Geschichte des Staatsgedankens. Zusammengestellt von Prof. Dr. P. Rühlmann. 2., umgestaltete Aufl. Kart. M. 1.50

Der Einzelne und sein Staat. V. Privatdoz. Dr. jur. et phil. W. Schulze-Soelde. M. 4.—, geb. M. 5.—

Politik und Massenmoral. Zum Verständnis psycholog.-histor. Grundfragen der modernen Politik. Von Dr. A. Christensen. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Deutschland in den weltgeschichtlichen Wandlungen des letzten Jahrh. Von Prof. Dr. Fr. Schnabel. M. 16 Bildn. i. Kupfertiefdr. Geb. M. 9.—

Weltgeschichtliche Entwicklungslinien vom 19. zum 20. Jahrhundert in Kultur und Politik. V. Stud.-Rat Dr. H. Preller. (ANuG Bd. 734.) Geb. M. 2.—

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

University of British Columbia Library

DUE DATE

FORM 310

C43640

UNIVERSITY OF B.C. LIBRARY
3 9424 02251 7145